

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
 Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,
 Berlin S. 14 — Postfachkonto Stuttgart Nr. 6304

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
 Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adelsstraße 16
 Fernsprecher S. 21 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
 Eingetragen in die Reichspostzeitungsliste

Die Schwerindustriellen pfeifen aufs Gesetz Trotz verbindlichem Schiedsspruch alle Hüttenarbeiter ausgesperrt

Das derzeitige Lohnabkommen bleibt weiter in Kraft, und zwar mit folgender Maßgabe: 1. Der Lohn als solcher bleibt unverändert. Zum Verdienst der Stundenlöhner über 21 Jahre tritt jedoch mit Wirkung vom 1. November 1928 ab eine feste Stundenzulage von 6 Pf. Bei den weiblichen und jugendlichen Arbeitern fließt diese Zulage nach den entsprechenden Stundenlöhnen ab; Bruchteile werden in der bisher üblichen Weise aufgerundet. 2. Die Alltags- und Prämienarbeiter erhalten vom gleichen Zeitpunkt an neben dem sogenannten Zeitzuschlag von 21 Pf. eine feste Zulage von 2 Pf. die Stunde. 3. Diese Regelung ist erstmalig am 1. März 1930 zum 31. April 1930 und dann an jedem ersten mit zweimonatiger Frist kündbar.

F. K. Den obigen Schiedsspruch hat der Reichsarbeitsminister am 31. Oktober nach eingehender Beratung mit dem Reichsministerium für verbindlich erklärt. Damit ist der Schiedsspruch Gesetz geworden für die Arbeiter wie für die Unternehmer. Die Hüttenbarone indessen kehren sich daran nicht. Sie haben ihre Drohung wahr gemacht und die Arbeiter, bis jetzt 213.000 an der Zahl, auf die Straße gesetzt. Mit der Verbindlichkeitserklärung ist diese Lohnbewegung für die Arbeiter rechtlich erledigt. Sie ist dadurch, daß die Unternehmer einen verbindlich erklärten Schiedsspruch mißachteten, zu einem Konflikt zwischen ihnen und der Regierung geworden. Es handelt sich nun nicht mehr um den Streit mit den Gewerkschaften wegen der Lohnerhöhung, sondern um einen Kampf zwischen den Schwerindustriellen und dem Staat. Sie pfeifen auf das Gesetz. Sie haben dem Staat den Krieg erklärt. Sie schärfen die Staatsgewalt!

Die Sachlage ist eindeutig klar. Die Hüttenbarone sind an dem Ziel, das sie so lange erstrebt haben, und sie sind nun glücklich, da, wo andere sie hinsetzen wollten. Zwar schmerzen die Herren sehr und sehr, es sei ihnen nur darum zu tun, die Preise und die Produktion zu halten und die deutsche Wirtschaft vor dem Niedergang zu bewahren. Man würde ihnen das gerne glauben, wenn man sie nicht kannte. Kein Mensch glaubt ihnen den Eingang noch. Obwohl sie bei jedem Pfennig Lohnzulage erlärten, sie müßten sofort zusammenbrechen und die Wirtschaft sei auf der Stelle ruiniert, geht es der deutschen Wirtschaft ganz leidlich und die Hüttenbarone sind weder zusammengebrochen noch gehen sie stumm. Somit kann es sich nicht um die paar Pfennige Lohnerhöhung handeln, die der Schiedsspruch den schlechtbezahlten Proleten der heißen Hölle der Eisenwerke bringt. Wir stehen mit dieser Meinung nicht allein. Sogar die sozialistische Zeitung vermag in der Lohnerhöhung keine unerträgliche Belastung zu sehen. Dann schreibt sie wörtlich: „Wir möchten sagen: er (der Schiedsspruch) ist so abgefaßt und geht so weit, daß beide Parteien, daß vor allem auch verantwortungsbewußte und nüchtern denkende Unternehmer sich fragen müssen, ob unter diesen Umständen noch gekämpft und damit ein ungeheurer Aufwand an Kapital, Vertrauen und Nerven, und zwar sowohl sozialen wie staatspolitischen Vertrauens aufs Spiel gesetzt werden muß. Und zwar auf ein reichlich unsicheres Spiel, auch in rechtlicher Beziehung.“

Wenn also selbst ein ausgesprochenes Unternehmerblatt der Meinung ist, daß sich der Aufwand an Kapital, Nerven und Vertrauen wegen dieser Lohnerhöhung für die Industriellen nicht lohnt, dann muß es sich für sie wohl um etwas anderes handeln. Das ist in der Tat so. Sie halten die Gelegenheit für probat, einen Schlag gegen das Schlichtungswesen und gegen die Einkreisregierung zu führen. Das eine hofft man jetzt zu beseitigen, um wieder ganz ungehindert den Herrn im Hause spielen zu können; die andere hofft man zu erschüttern, einzuschüchtern, zu verdrängen, um freie Bahn für die Pläne zu bekommen, die sich auf das Gegenteil von Arbeiterrechten, Preisverminderung und Republik reimen. Wie immer man zu diesem Konflikt stehen mag, darüber kann es keine Meinungsverschiedenheit geben, daß die Regierung den hochtrotzenden Eisenherren zeigen muß, wer im Staate regiert. Und das mußte so deutlich wie möglich geschehen. Sollte dies unterlassen werden, wird ein Schrecken ohne Ende die unabsehbare Folge für die Regierung sein.

Unsere Schwerindustriellen sind einzig in ihrer Art. Man kann den ganzen Erdball ablaufen, man wird nicht ihresgleichen finden. Gewiß verstehen es zum Beispiel auch die amerikanischen Stahlrhythmen vortrefflich, Ausbeutung, Preiswucher und politisch-schiebende mit Bibelversen und patriotischen Sprüchen einträglich zu verbinden. Als aber vor sieben Jahren die öffentliche Meinung den Achtstundentag für die Hüttenindustrie mit entsprechendem Lohnausgleich vonnöten hielt und der Präsident Harding das gleiche wünschte, hielten es die so selbstherrlichen Stahlkönige doch für rasch, einzulassen. Sie konnten nicht wagen, der öffentlichen Meinung und der Regierung zu trotzen. Sie haben den Achtstundentag auf der ganzen Linie eingeführt, darauf sind Löhne und Produktionsleistung erheblich gestiegen, Arbeiter wie Unternehmer befinden sich nach einstimmigem Zeugnis wohl dabei.

Andererseits die deutschen Schwerindustriellen. Selbst die weiß Gott sehr geringe Beschränkung ihrer Willkür durch das Schlichtungswesen ist ihnen ein Grauel. Noch unerträglicher halten sie eine Regierung, von der sie eine Gefährdung ihrer Allmacht glauben befürchten zu müssen. Sie waren doch immer die Herren der Wirtschaft und diktierten den Arbeitern die Be-

Aufruf unseres Verbandes an die Hüttenarbeiter

Die drei Metallarbeiterverbände haben dem Schiedsspruch, obwohl er sie nicht voll befriedigte, zugestimmt. Der Arbeitsmittler hat dem Antrag der Gewerkschaften stattgegeben und den Schiedsspruch für verbindlich erklärt. Damit ist ein gesetzlicher Zustand hergestellt.

Allein die Arbeitgeber fragen nicht nach Recht und Gesetz. Sie haben die Aussperrungen im ganzen Bezirk durchgeführt. Ihnen kommt es nur darauf an, die Arbeiterschaft mit allen möglichen Druckmaßnahmen unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen. Sie fragen nicht danach, daß Hunderttausende mit ihren Familien dem Elend preisgegeben werden. Durch ihre Maßnahme haben die Arbeitgeber verhindert, daß sie unter keinen Umständen die im Schiedsspruch festgesetzte Lohnerhöhung zahlen wollen, obwohl die Gewerkschaften auch bei den Verhandlungen in Berlin den Nachweis erbrachten, daß die Metallarbeiter im Ruhrgebiet noch die längste Arbeitszeit und die geringsten Löhne haben. Die Arbeitgeber versuchen, wie in der Vergangenheit so auch jetzt, die Öffentlichkeit zu täuschen. Sie stellen die Behauptung auf, daß der Schiedsspruch in seinen ganzen Auswirkungen für sie eine Belastung bringe, die unerträglich sei, obwohl einwandfrei nachgewiesen werden konnte, daß besonders für die Hüttenindustrie die Durchschneidung für Hütten- und Walzwerkzeugnisse im letzten Jahr ganz erheblich gestiegen sind.

Metallarbeiter, seid wachsam! Es geht um eure Existenz. Kein Hütten- und Metallarbeiter darf die Arbeit wieder aufnehmen, ohne daß dem Schiedsspruch und den sonstigen noch gültigen Bestimmungen volle Geltung beschafft ist. Hütten- und Metallarbeiter, seid solidarisch! Jeder Arbeiter muß dazu beitragen, daß dieser brutale Anschlag der Unternehmer abgewehrt wird, damit ihrer Willkür für alle Zukunft Einhalt geboten wird. Aus den Kassen der Organisation ist Hilfe zu leisten. Jede Unterbrechung von Arbeitsleistungen ist unter allen Umständen schädlich.

Der Verband hat seit dem 1. November seine Mitglieder angewiesen, alle Notstandsarbeiten zu verweigern. Der Deutsche Metallarbeiter-Verband wird vom ersten Tage der Aussperrung ab Unterstützung an seine Mitglieder zahlen.

dingungen als auch den Verbrauchern die Preise. Sie waren immer die Herren im Staate und bestimmten die Sozialpolitik wie die Zollgesetze. Ja, noch viel mehr:

Um ihren Willen wurde der Krieg verlängert, weil sie die französischen Erzfelder von Longwy und Briey klauen wollten — einen Berg von Menschenleben hat das gekostet. In Feindesland wurden die Kohlengruben unter Wasser gesetzt, die Fabriken zerstört, die Wettbewerbsfähigkeit der französischen Industrie unterbunden — das deutsche Volk muß Milliarden dafür entrichten. In Belgien wurden Tausende von Arbeitern zusammengetrieben und in die Lohnnechtschaft der deutschen Schwerindustriellen gezwungen — das Ansehen Deutschlands dadurch mit einem unerwünschten Schandfleck bedeckt. Den Ruhrkrieg haben die Herren von Kohle und Eisen provoziert — vielen Deutschen hat er Leben, unfähiges Leid und Gut gekostet. Die Inflation haben die Schlotbarone eifrig gefördert — alle deutschen Schichten mußten dadurch ihr Vermögen in die weiten Taschen der Großhändler wandern lassen. Der deutschen Arbeiterschaft wurde der Achtstundentag gestohlen — den Hüttenbesitzern ist daraus die goldigste Ernte geworden. Zuguterletzt entdeckten die Schwerindustriellen, daß sie auf besonderen Dank des Vaterlandes Anspruch hätten — 715 Millionen Mark haben sie dafür eingekassiert. Damit die Eisenbarone ihre Hände ständig in den Taschen der Verbraucherschaft lassen können, sind ihnen hohe Eisenlöhne von der Gesetzgebung bewilligt worden. Im Kriege wie im Frieden, bei schlechtem wie bei bestem Wirtschaftswetter, immer haben die Schwerindustriellen dem deutschen Volke auf der Seele und der Tasche gelegen. Unermesslich sind die Opfer an Leben, Gesundheit, Ansehen und Gut, die ihnen dargebracht werden mußten. Nie aber haben sie sich zufrieden gegeben, nie hatten sie genug. Ihre Gabbier war nie zu stillen. Ob sie einen Pfennig Lohn oder eine Mark mehr Steuern oder eine Einrichtung zum Schutze der Arbeiter treffen sollten, stets behaupteten sie, es sei eine unerträgliche Last, die ihre Wirtschaft zum Erliegen bringe. Wenn dieses Gerede wirklich begründet ist, dann wird es höchste Zeit, daß diese profitstüchtigen Unvermögenen durch andere Leute ersetzt werden. Ein Unternehmertum, das so unermesslich viel Arbeiterelend, Geld und Leben vertan hat, hat den Beweis geliefert, daß es, milde ausgedrückt, am unrichtigen Plage ist.

Das ganze Volk mit Leben und Gut tributpflichtig zu haben, ist zu herrlich, als daß die Schwerindustriellen leicht hin darauf verzichten könnten. Von einer Rechtsregierung, Fleiß und ihrem Fleiß, hatten sie natürlich nichts zu befürchten. Die Einkreisregierung indessen scheint ihnen nicht ganz zuverlässig. Vor ihr befürchten sie die Einschränkung der Quelle, aus denen ihnen bislang Herrschaft, Macht, Reichtum und Beutefreiheit floß. Das Wunder, daß sie sich zu einem Schlag gegen diese Regierung anschließen. Dadurch ist dieser Streit zu einem politischen Konflikt ersten Ranges geworden.

Indessen, die Behauptung von der Unrentabilität des Eisen- und Stahlgeschäfts und dem Zusammenbrechen ist blauer Dunst. Die Herren verdienen ganz nett. Jeder ihrer Arbeiter, deren Lage ja ganz erträglich sein soll, würde gern mit ihnen tauschen. Die

Schwerindustriellen können wohl fürstliche Einkommen einstecken, ihren Direktoren glänzende Gehälter zahlen, beträchtliche Summen für reaktionäre Zeitungen und nationalistische Verbände spenden, Millionen Dollars an eine internationale Ausgleichs-kasse entrichten, nur eins geben sie vor, nicht zu können: nämlich ihren Arbeitern einen Lohn zu zahlen, der zu etwas mehr reicht als zu schwarzem Kaffee und Kartoffeln. Wenn dies von ihnen verlangt wird, schmeißen sie die Arbeiter auf die Straße, legen die Betriebe still — um die Rentabilität der Werke zu halten und um die deutsche Wirtschaft vor dem Stillstand zu bewahren! Das Schmierigste hierbei ist, daß man diese Leute noch ernst nehmen soll.

Es braucht hier wohl nicht auseinandergelegt zu werden, daß der Schiedsspruch, der den Affordarbeitern 2 Pfennig, einem anderen verhältnismäßig kleinen Gruppe Arbeitern 6 Pfennig Lohnerhöhung bringt, überaus armelig ist und der Not der Arbeiter keineswegs gerecht wird. Dessenungeachtet haben ihn die Gewerkschaften angenommen und seine Verbindlichkeit beantragt. Das geschah, um den schlechtbezahlten Leuten wenigstens etwas, wenn auch wenig mehr Lohn zu sichern. Durch die Annahme haben die Gewerkschaften aller Welt offenbart, daß sie den Wirtschaftsfrieden wollen, und sie haben die Industriellen in die Lage gebracht, zu zeigen, auf welcher Seite die wirklichen Wirtschaftsbrecher stehen. Diese Beweisführung ist für das Ringen zwischen Gewerkschaften und Schafmachern, zwischen den Mächtigern-Herren-im-Staate und denjenigen, die für die Autorität des Staates wie für die Beachtung der Gesetze zu sorgen haben, von erheblichem Werte. Bei Konflikten von großer Tragweite spielt die öffentliche Meinung eine bedeutende Rolle. Auf welcher Seite sie sich bei diesem Konflikt neigen wird, ist, so zu vermuten, leicht vorauszusagen.

Unzweifelhaft wird es darum gehen, die rechtliche Frage des Streites zu lösen. Darüber scheint nach der Begründung, die der Reichsarbeitsminister der Verbindlichkeitserklärung des Schiedsspruches beigegeben hat, an der Reichsstelle kein Zweifel zu bestehen. Die Arbeitsgerichte werden endgültig zu entscheiden haben, ob durch Mißachtung eines verbindlichen Schiedsspruches nicht bloß die Gewerkschaften, sondern auch die Unternehmer haftpflichtig sind. Es ist dies, soweit wir zu sehen vermögen, der erste Fall, wo die Industriellen auf den Gesetz gewordenen Schiedsspruch pfeifen. Auch ohne viel Worte wird man verstehen, daß die gerichtliche Entscheidung dieses Falles für beide Seiten des Lohnstreites, ja für das Schlichtungswesen überhaupt eine ungeheure Bedeutung hat. Es zeigt sich hier aufs neue mit aller Deutlichkeit, daß die großen Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit, ja zwischen Reaktion und Republik bei der Schwerindustrie zum ersten wie zum letzten zum Austrag kommen. Hier stehen die schlimmsten Schafmacher und die argsten Reaktionäre, von denen die anderen, die kleineren, Anspornung, Anreiz und Unterstützung erhalten. Sind erst die Herren der Schwerindustrie überwunden, sind es die Herren anderer Gewerbe ebenfalls. Der Sieg der Metallarbeiter in der Schwerindustrie ist der Sieg ihrer Genossen der anderen Berufs. Daß sich dessen alle deutschen Gewerkschafter bewußt sind, das sind wir gewiß.

Sachliche Berechtigung?

Bei den großen Lohnkämpfen, die zum Teil schon ausgebrochen sind, zum Teil unmittelbar bevorstehen, wirft die bürgerliche Presse selbstverständlich vor allen Dingen wieder die Frage nach der „sachlichen Berechtigung“ der Forderungen auf. Die Arbeiter stellen. So wollen die Legitimationen in Dürren etwa 20 bis Lohnerhöhung haben, und über die sachliche Berechtigung der Forderungen der Unternehmer — so lesen wir in einem Vorlesungsbuch — könne man „natürlich“ nichts sagen, „solange nicht genaue Kostenberechnungen usw. vorliegen.“

Die „sachliche Berechtigung“ der Lohnforderungen liegt in dem Vergleich der bisher gezahlten Löhne mit den Kosten des Lebensunterhalts. Grundsätzlich müssen wir daran festhalten, daß die Höhe des Lohns sich bemessen muß nach dem Bedarf des Lohnempfängers. Zwei Aufgaben hat die menschliche Arbeit, die gleich wichtig nebeneinander stehen: erstens die Allgemeinheit mit den Gegenständen ihres Bedarfs zu versorgen; zweitens diejenigen, die das tun, auskömmlich zu ernähren. Daneben muß alles andere zurücktreten. Wir wissen wohl, daß es heute im kapitalistischen Staate so nicht ist, sondern daß ganz andere Leute, zum Beispiel Aktionäre und Aufsichtsräte zuallererst das Fett von der Suppe schöpfen. Gerade darum müssen wir uns so entschieden daran festhalten, daß den ersten und wichtigsten Anspruch auf den Arbeitsvertrag diejenigen haben, die ihn schaffen. Und zwar nicht nur auf einen eben auskömmlichen Lohn, sondern auf eine sorgenfreie Lebensführung. Der Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin hat kürzlich ausgerechnet, daß laut amtlichem Index heutzutage der Lebensunterhalt über 200 M. monatlich kostet, wenn nicht „Unterernährung und Verwahrlosung“ eintreten soll. Und dabei sind Steuern und soziale Abgaben noch nicht einmal mitgerechnet. Solange demgegenüber die Wochenlöhne zwischen 30 und 50 M. betragen, also meist noch nicht einmal jene 200 M. im Monat erreichen, ist jede Lohnforderung „sachlich berechtigt“. Die Arbeitgeberzeitung (am 14. Oktober) tut sich etwas darauf

zugute, daß im Schiffbau die tatsächlichen Löhne um 10 bis 30 vS höher seien als die Tarife. Selbst wenn wirklich das zuträfe, wurde der allerhöchste in Hamburg gezahlte Lohn eines Werftarbeiters vor dem Streik knapp 59 M die Woche betragen haben. Das wären im Monat etwa 265 M, während man sich nach den oben angegebenen Zahlen leicht ausrechnen kann, daß zu einem einigermaßen erträglichen Lebensunterhalt mindestens 300 M gehören. Die ungelerten Werftarbeiter aber würden selbst mit den angeblichen 30 vS nur 48 M die Woche, also etwa 216 M im Monat bekommen haben.

Überlegen lächeln wird der bürgerliche Zeitungsschreiber, wenn er solche Ausführungen hört. Er wird sagen: Was nützt der bestbegründete Anspruch, wenn nichts da ist? Erst muß man doch prüfen, ob die Unternehmer instande sind, höhere Löhne zu zahlen, oder vielmehr man muß ihnen das erwidern, und dazu brauchen sie hohen Profit.

Was hierauf zu erwidern, das wissen unsere Leser. Als bei der letzten Lohnbewegung in der Schwerindustrie deren Unternehmer 800 000 Metallarbeiter auszusperren drohten und durch dieses Schreckmittel eine Verteuerung des Eisens erreichten, haben wir ihre Geschäftsabläufe wiederholter eingehender Besprechung unterzogen und daraus nachgewiesen, daß sie sehr wohl in der Lage wären, den Arbeitern aus ihren Profiten etwas abzugeben. Inzwischen liegen weitere Nachrichten darüber vor. Eine in der amtlichen Zeitschrift Wirtschaft und Statistik (Nr. 15, August 1928) veröffentlichte Tabelle zeigt, daß sogar im Schiffbau die verteilte Dividende 1927 etwas größer gewesen ist als 1926. Der Vermögensstand der acht einbezogenen Firmen aber hat sich in dem einen Jahr um 52 Millionen Mark vergrößert. In der Bergbau- und Hüttenindustrie ist die Dividende von knapp 3 vS auf 5,3 vS gestiegen, in der Großisenindustrie von 0 auf 1,5 vS, in den Metallhütten von 6 auf 7,1 vS, in Maschinenbau von 3,9 auf 5 vS, in der Textilindustrie von 6 auf 9,1 vS. Das sind, wohlverstanden, nur die auszuschüttenden Dividenden. Wie die wirklichen Gewinne gewachsen sind, darauf werden wir ein andermal zurückkommen.

Es kann schon hiernach keinem Zweifel unterliegen, daß im Textilgewerbe, in der Eisenindustrie im allgemeinen und auf den Werften im besonderen die Unternehmer sehr wohl in der Lage gewesen wären, die Löhne zu erhöhen. Übrigens, der entgegengelegte Fall wäre ja eine noch schlimmere Beurteilung des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Nehmen wir an, es wäre wahr, daß eine Lohnerhöhung für die Unternehmer „nicht tragbar“ sei. Was würde daraus folgen? Nur dies eine, daß der Arbeitsvertrag nicht ausreicht, um „angemessenen“ Profit und zugleich auskömmliche Löhne zu zahlen. Der Bourgeois folgert daraus falschen Schlusses, daß dann eben die Arbeiter hungern und verhungern müssen. Wir aber sagen: gerade dann darf überhaupt kein Profit gezahlt werden, gerade dann muß der Kapitalismus um so schneller verschwinden.

Nun sind aber, wie die Zahlen beweisen und neben ihnen die Direktorengelände und Aufsichtsratsbesprechungen, die Profite noch groß genug und im Wachsen begriffen. Die Unternehmer könnten höhere Löhne zahlen, wenn sie wollten. Die Frage ist nur, ob sie wollen können.

Das ist nicht etwa ein Spiel mit Worten, sondern es ist der wichtigste Punkt des ganzen Problems, von dem aus man die Sachlage erst richtig zu erkennen vermag.

Wenn die Unternehmer sich fortgesetzt um jede, aber auch jede noch so kleine Lohnerhöhung, Arbeitszeitverlängerung usw. zur Wehr setzen, wenn sie ihre Bilanzen verschleiern, wenn sie der Wahrheit gegenüber fortgesetzt auch in den Zeiten glänzender Geschäftslage über schlechten Geschäftsgang schweigen usw., ist es bloße Nichtsnutzigkeit und Bosheit, was sie dabei leitet? Nein, es ist vielmehr das Gefühl, daß sie von ihrem Standpunkt aus nicht anders können. Den inneren Zusammenhang habe ich früher bereits einmal dargelegt. Selbst in normalen Zeiten muß das Kapital die Produktion, sich selbst und deshalb den Profit unausgesetzt vergrößern und darum den Arbeitslohn niedrig halten. Das gehört zu seinen Lebensbedingungen. In normalen Zeiten kann damit gleichwohl ein wachsender Arbeitslohn verbunden sein: es genügt, wenn Produktion und Profit schneller wachsen als der Lohn. Seit Ausbruch des Weltkrieges hat aber das Kapital keine normalen Zeiten mehr. Seitdem ist es auf direkte Verkleinerung des Arbeitslohnes angewiesen, was zum Teil durch mögliche Abwehr jeder Lohnerhöhung, zum andern Teil durch Verteuerung der Waren geschieht.

Erst von hier aus gesehen, versteht man den hartnäckigen Widerstand der Kapitalisten, versteht man die furchtbare Verelendung der Arbeiter, versteht man, daß es sich um mehr handelt als um bloße Lohnkämpfe alten Stils: der Kapitalismus als solcher muß beseitigt, muß durch den Sozialismus ersetzt werden, wenn die dauernde Verbesserung der Arbeiter erreicht werden soll.

J. H. F. S.

Offenheit und Redlichkeit im Wirtschaftsleben

In Deutschland wurde von jeher über die Vorgänge in der Wirtschaft ein höchster Schleier angehängt. Durch die Verschönerung wird jede Geheimniskammer auf ganz feine Weise ausgehöhlt. In anderen Ländern hingegen steht es in dieser Beziehung anders aus. Der Leiter der International Germanic Co. Harold E. Aron stellt dies kürzlich im Berliner Börsen-Courier (Nr. 423) mit folgenden Worten fest:

„Nur und mehr haben sich die maßgebenden Persönlichkeiten der Industrie sowie der Finanz- und Handelskreise (Kontrollanten) zu der Überzeugung durchgerungen, daß Offenheit und Redlichkeit der Öffentlichkeit der Öffentlichkeit und der Öffentlichkeit gegenüber die vernünftige Politik und das gesunde Geschäftsleben darstellt. Die im amerikanischen „big business“ (Großgeschäft) herrschende gute Kameradschaft, die nicht zum geringsten zum Erfolg beigetragen hat, und der Ansehens der Arbeiter und Verbraucher, von Internationalen und Geschäftsbeziehungen hat der sonst unüberwindlichen angeblichen Verschönerung wirtschaftlicher Werte einen Riegel vorgeschoben, ohne welchen die notwendige Individualität des Unternehmers zu befeuchten oder aber dessen Ausbeutung eine Gefahr zu sein. Der wirtschaftliche Wert veränderlicher Wirtschaftsmittel besteht nicht in der Schaffung von Monopolen oder künstlicher Preissteigerungen, sondern darin, doppelte Arbeit zu betreiben und die Verkaufs- und sonstige Ausgaben zu vermindern.“

In Deutschland hat man die Schaffung von Monopolen und künstlicher Preissteigerungen für wichtiger als Offenheit im Geschäftsleben. Und was will es bedeuten, als es die amerikanische „Offenheit und Redlichkeit“ geistlos kopiert?

Seit Jahrhunderten im Hungern geübt

Der Streik in Hamburg ist beendet. Die Arbeiter haben eine kleine Lohnsteigerung bekommen. Nun müssen sie wieder in die Gassen, um weiter im furchtbaren Hunger zu leiden. Es ist ein Schicksal, das den Hamburger Arbeiter seit Jahrhunderten begleitet. Der Streik ist beendet, aber der Hunger bleibt. Die Arbeiter müssen weiter in die Gassen, um weiter im furchtbaren Hunger zu leiden. Es ist ein Schicksal, das den Hamburger Arbeiter seit Jahrhunderten begleitet.

Von der Rheinmetall AG.

Die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik „Rheinmetall“ AG. in Düsseldorf wirkt mit dem Spruch: Schreibe überall nur mit Rheinmetall für ihre Schreibmaschinen. Die Schreibmaschinen bilden aber bei dieser Gesellschaft nur einen geringen Bruchteil des Umsatzes. Das Hauptgeschäft bestand früher in der Herstellung von Munition und Waffen. Im Jahre 1889 mit einem Kapital von nur 700 000 M zur Herstellung von Kleinkalibrigen Geschossen gegründet, erweiterte die Gesellschaft 1901 durch Angliederung der Munition- und Waffenfabriken Gommersda AG. ihr Arbeitsgebiet und nahm auch die Geschützfabrikation auf. Während der „großen Zeit“, als das Vaterland aus tausend Wunden blutete, verteilte die Gesellschaft Dividenden bis zu 28 vS. Später, als diese gute Zeit für die Kriegeslieferanten vorbei war, selbst während der Inflation konnte nur einmal eine Papiermarkdividende von 12 vS ausgeschüttet werden. In all den übrigen Jahren seiher war es nicht möglich, den Aktionären etwas zukommen zu lassen. Alle möglichen Versuche zur Umstellung auf Friedensarbeit wurden gemacht, der Lokomotiv- und Wagonbau aufgenommen, der aber angeblich infolge verlustbringender Auslandsaufträge 1925 eine Unterbilanz von fast 7 Millionen brachte. Diese Geschäftszweige wurden schließlich aufgegeben und die großen Hallen stillgelegt. Es wurde nun die Geschäftszweige und Munitionsherstellung für die Reichswehr und Reichsmarine aufgenommen. Wie verlautet, gehört die Rheinmetall AG. neben der Friedrich Krupp AG. und der im Reichsbefehl befindlichen Deutsche Werke AG. zu den Ragnierern des vielbetonten Panzerkreuzerbau.

An der Rheinmetall AG. ist die Reichskredit-Altiengeellschaft, das Bankunternehmen des Reiches, zur Hälfte beteiligt. Weitere 25 vS des Aktienkapitals besitzt die Friedrich Krupp AG. Das Aktienkapital betrug nach der Goldmarkumstellung 18 Millionen Mark. Im Jahre 1926 wurde das Aktienkapital auf 12 Millionen herabgesetzt, das heißt die Anteilseigner mußten ein Drittel ihres Besitzes in den Schornstein schreiben. Die Herabsetzung des Kapitals geschah, weil sich eine Verzinsung als unmöglich herausstellte. Seit (am 5. Oktober) hat eine Aufsichtsratsbesetzung beschlossen, das Aktienkapital wieder auf 20 Millionen Mark zu erhöhen. In dieser Aufsichtsratsbesetzung wurden auch Angaben über das am 30. Juni 1928 abgelaufene Geschäftsjahr 1927/28 gemacht. Der letzte Geschäftsbericht für das Jahr 1926/27 wurde erst Ende Januar d. J. der Generalversammlung vorgelegt. Damals war ein Umsatz von 42 Millionen Mark zu verzeichnen, was gegenüber dem Jahre 1925/26, wo der Gesamtumsatz „nur“ 28 Millionen Mark betragen hat, eine Steigerung um fast die Hälfte bedeutete. Umsatzahlen für das jetzt abgelaufene Geschäftsjahr weisen eine weitere Steigerung um 8 Millionen Mark auf, der Umsatz hat also rund 50 Millionen Mark betragen. Weiter wurde bekanntgegeben, daß der Reingewinn, der im Vorjahre 1,1 Millionen betrug, sich auf 1,53 Millionen erhöht hat. Daran sollen demnach 6 vS Dividende verteilt werden und 600 000 M dem Reservefonds zugeführt werden. Aus dem Reingewinn des Vorjahres wurden bereits einmal 600 000 M dem Reservefonds zugeführt, so daß dieser, der in dem vorausgegangenen Verlustjahre völlig aufgezehrt war, jetzt wieder 1 200 000 M, das sind die gesetzlich vorgeschriebenen 16 vS des alten Aktienkapitals beträgt.

Die Zahl der insgesamt von der Rheinmetall AG. beschäftigten Arbeiter und Angestellten ist in den letzten Jahren dauernd gesunken worden. 1913/14 hatte die Gesellschaft noch 14 000 Beschäftigte, 1924/25 waren es nur noch 7500, 1925/26 rund 7000 und 1926/27 nach dem letzten Jahresbericht nur 6357 Mann. Trotz dieser Senkung der Belegschaftsziffern erhöhte sich die Rohstahlproduktion von 49 719 Tonnen im Jahre 1925/26 auf 81 483 Tonnen im Jahre 1926/27 und auf 85 000 Tonnen im jetzt abgelaufenen Geschäftsjahr, womit der Gipfel der Rohstahlerzeugung seit Bestehen der Firma erreicht wurde. In der Internationalen Rohstahlgemeinschaft hat die Rheinmetall AG. Anspruch auf einen Anteil von 88 000 Tonnen. Im letzten Geschäftsbericht wird darüber gesagt, daß der erzielte Anteil in seinem Verhältnis zu den erheblichen Abgaben gestanden habe, die die Gründung der Rohstahlgemeinschaft der Gesellschaft auferlegt habe. Es soll daher unter allen Umständen eine Änderung der bestehenden internationalen Verträge angestrebt werden. Der nächste Kündigungstermin ist der 1. Mai 1929. Nach den jetzt

bestehenden Abmachungen soll hauptsächlich die französische Stahlindustrie die Ragnierern der Rohstahlgemeinschaft sein.

Der Gesamtumsatz, der, wie bereits erwähnt, schon im vorletzten Jahre 42 Millionen betrug, hat die Umsatzzahlen des Jahres 1913/14, die 43,9 Millionen Mark betragen, fast wieder erreicht und im letzten Jahre erheblich überschritten. Der letzte Geschäftsbericht spricht gleich einleitend von einer Mengenkonjunktur, die sich infolge dauernd steigender Löhne, Steuern und sozialer Abgaben bei teilweise sogar fallenden Preisen nicht zu einer Preiskonjunktur „auswachen“ konnte. Es ist wirklich zum Auswachen, in dem Geschäftsbericht einer Gesellschaft, die schon im Vorjahre die Wiederaufnahme der Dividendenzahlung ankündigte, die in einem Jahr ihren Umsatz von 28 auf 42 Millionen steigerte, derartige Plätzchen zu finden. In ihrem letzten Geschäftsbericht vertiegt sich die Verwaltung sogar zu der Behauptung, daß Steuern und soziale Lasten ihr eine Belastung von 400 M je Kopf der Belegschaft auferlegt hätten. Es folgte die Mahnung an „alle verantwortlichen Kreise“, daß sich der Gedanke pfleglicher Schonung der Wirtschaft als der Trägerin der schwersten Lasten durchsetzen müsse. Was haben wir doch schon mal irgendwo gehört? Doch einen Augenblick wollen wir hierbei verweilen. Die Steuern und sozialen Abgaben im Jahre 1926/27, die in der Gewinn- und Verlustrechnung nicht besonders, sondern zusammen mit den Handlungsunkosten ausgewiesen sind, haben nach einer Bemerkung im Geschäftsbericht zusammen 2,5 Millionen Mark betragen. Aber allein die Zinsen für aufgenommene Darlehen erforderten im letzten Jahre einen Betrag von 1 260 000 M. Warum hier keine Umrechnung auf den Kopf der Belegschaft?

Die neue Kapitalerhöhung soll zur Stärkung der Betriebsmittel verwendet werden, was wohl bedeuten dürfte, daß wenigstens die kurzfristigen Bankschulden zu einem Teil abgestoßen werden. Im Vorjahre betrugen die Schulden der Gesellschaft allein 9,01 Millionen Mark, ohne daß ausgewiesen war, in welcher Höhe darin Bankschulden enthalten waren. Dazu kamen noch 2,7 Millionen Mark Wechselverbindlichkeiten (jezt betragen diese beiden Posten zusammen sogar noch etwas mehr, nämlich 12,1 Millionen Mark), so daß die kurzfristigen Schulden allein die Höhe des alten Aktienkapitals fast erreichten. Es läßt sich daher heute schlecht voraussagen, ob es der Gesellschaft gelingen wird, das erhöhte Aktienkapital im neuen Jahre auch nur in der verhältnismäßig geringen Höhe von 6 vS zu verzinsen. Die Aktien der Gesellschaft, die zurzeit nur im freien Verkehr, das heißt nicht amtlich, an der Berliner, Düsseldorf und Essener Börse gehandelt werden, sollen demnach amtlich eingeführt werden. Der Kurs der Aktien bewegt sich bisher nur wenig über dem Nennwert, etwa bei 109 vS. Es ist daher kaum anzunehmen, daß sich die Minderheit der Kleinaktionäre um die jungen Aktien, die zum Ausgabekurs von 106 vS angeboten werden, reißten wird. (Für 3 alte gibt es 2 neue.) Die Reichskredit-AG. und die Friedrich Krupp AG. werden wohl den größten Teil der neuen Aktien übernehmen müssen, was also einer indirekten Reichshilfe gleichkommt. Soffentlich wird die Gesellschaft gezwungen, bei dem aus Anlaß der beabsichtigten Börseneinführung vorzuliegenden Prospekt ganz genaue Angaben über ihre Lage zu machen, wozu um so mehr Anlaß besteht, als hier nicht nur die Gelder beliebiger Aktionäre, sondern aller Steuerzahler auf dem Spiele stehen, weil das Reich mit Hilfe der Reichskredit-AG. jetzt schon zur Hälfte und in Zukunft vielleicht noch stärker beteiligt ist und weil die Rheinmetall AG. auch zu den Unternehmungen gehört, denen große Aufträge für den Bau des so heftig umstrittenen Panzerkreuzers zuschießen werden.

Bei einem Blick auf die Liste der für die Geschäftsführung verantwortlichen Herren finden wir neben den Namen eines haderbüdigen Bankdirektors und Generaldirektors den stellvertretenden Vorsitzenden des Aufsichtsrats der Reichskredit-AG., Generaldirektor der reichseigenen Vereinigten Aluminiumwerke AG., Dr. Wozig von der Porten unter den Aufsichtsratsmitgliedern verzeichnet, der also mit seinem Namen die steuerfeindlichen Bemerkungen des letzten Jahresberichts deckt. Unserer Ansicht nach vertritt es sich schlecht mit der Stellung eines hochbezahlten Generaldirektors und mehrfachen Aufsichtsratsmitglieds reichseigener Betriebe, solche ausgeprochen privatwirtschaftlichen Auslassungen zu dulden. J. Fries.

Ich hatte Gelegenheit, einer jährlänglichen Untersuchung beizuwohnen. Der tüchtige und energische Stabsarzt ist mit seinem Urteil sehr vorsichtig, er hält nichts von Übertreibungen: „Wenn ich hier die kriegsärztlichen Normzahlen kritisch anwenden würde, käme ich zum Ergebnis einer fast neunzigprozentigen Unterernährung. Aber dieser Menschennipp hier ist an sich kleiner und bagerer und das Hungern ist in dieser Bevölkerung seit Jahrhunderten zu einer solchen Kunst ausgebildet worden, daß andere Maßstäbe angewendet sind.“ Immerhin sieht auch der Stabsarzt, wie es um diese Kinder bestellt ist. Fast alle haben die vorgetriebenen Kartoffelbänke, die schlaffe, jährlange Haut, die kleine Gesichtszüge, die denen zur augenwärtigen Ernährung der Mangel an Saft und Licht hinzukommt.

Es ist wirklich eine Schande für Deutschland — wo doch der Schatz der menschlichen Arbeitskraft die vornehmste Aufgabe des Staates sein soll — daß es noch Kindersterblichkeit gibt, wo die Bevölkerung der Kunst des Hungerns seit Jahrhunderten übt und auch jetzt noch nicht davon befreit ist. Es wäre höchste Zeit, solche Schandflecken der Kultur auszumergeln.

Elektrizitätsverbrauch als Wohlstandsmaß

Die Elektrizität in den Haushaltungen bildet heute keinen Luxus mehr, sondern eine Notwendigkeit. Sie ist keineswegs mehr auf die Beleuchtung allein beschränkt. Elektrische Staubsauger, Bügeleisen, Kochherde, Gefrier- und Kühlmaschinen usw. bilden heute das Hilfsmittel eines Haushalts. Wie würde namentlich die Tätigkeit der Arbeiterinnen erleichtert, wenn sie in ihrem Haushalt diese Hilfsmittel zur Verfügung hätte. Der Stromverbrauch in den Wohnungen entwickelt sich mehr und mehr zum Gradmesser der Kultur. Daß in Deutschland in dieser Beziehung noch ein großer Rückstand zu verzeichnen ist, dürfte allgemein bekannt sein. In anderen Ländern, zum Beispiel Amerika, England, Schweden usw., ist der Elektrizitätsverbrauch weit fortgeschritten. Ein Beispiel gibt Dr. B. Majercsik in Nr. 20 der Zeitschrift „Die Gemeinde“:

Bügeleisen, in Cleveland 97 vS aller angeschlossenen Wohnungen, in Berlin nur 48 vS; Staubsauger, in Cleveland 73 vS aller angeschlossenen Wohnungen, in Berlin 22 vS; Heizapparate, in Cleveland 35 vS aller angeschlossenen Wohnungen, in Berlin 9 vS; Kaffeemaschinen, in Cleveland 45 vS aller angeschlossenen Wohnungen, in Berlin 6 vS.

Es hat den Anschein, als wenn bei uns ein Umsturz eingetreten sei. Die Anträge von Neuanträgen mehren sich bei den Elektrizitätsversorgern von Tag zu Tag. Alles wird davon abhängen, wie hoch der Lebensstand des Volkes und wie der Strompreis in den einzelnen Städten ist.

Warum Innungskrankenkassen?

Das Handwerk will seine eigene Krankenkasse! So verkünden es Handwerksmeister. „Das Handwerk“ soll heißen die Innungsmeister. Die Gesellen denken darüber anders. Die Meister haben allerdings Grund, die Innungskrankenkassen zu wünschen. Man ist so hübsch unter sich, unbequeme Mahner unter den Versicherten werden entlassen und so zieht man denn eine „soziale Fürsorge“ auf, die wenig kostet. Wie sehr in Wirklichkeit die Handwerksmeister an ihre Innungskassen denken, zeigen uns einige Zahlen aus der Reichsstatistik 1926.

In diesem Jahre nahmen die Ortskrankenkassen rund 892,4 Millionen Mark an Beiträgen ein. Beitragsrückstände, die von den Unternehmern nicht eingezahlt waren, wurden mit 14,4 Mill. M. gleich 1,6 vS der Einnahme verzeichnet. Die Innungskassen dagegen hatten 35,9 Mill. M. Beitragsrückstände und rund 1,7 Mill. M. Rückstände. Das sind 3,2 vS der Beitrags-einnahme, genau doppelt so viel wie bei den Ortskrankenkassen.

Die Erklärung ist sehr einfach. Die Ortskrankenkassen halten die Familien der Unternehmer zur Zahlung an, die Innungskassen aber, in denen die Handwerksmeister das Heft in den Händen halten, lassen die Familien der Meister in der Verantwortung stehen, zunächst einmal den eigenen Betrieb zu retten und zu finanzieren. Soziale Fürsorge für die Meister — die Versicherten können warten.

Die wachsende Arbeitslosigkeit

In der zweiten Oktoberhälfte machte sich die jahreszeitliche Verschlechterung der Arbeitslosigkeit deutlich bemerkbar. In der Arbeitslosenversicherung stieg die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger vom 1. bis 15. Oktober von 577 100 auf 593 600, das heißt um 16 500 oder um 2,9 vS. Auch diesmal verschlechterte sich der Arbeitsmarkt nur bei den Männern, während die Zahl der weiblichen Arbeitslosen um 3200 oder um 2,1 vS zurückging. In der Arbeitslosenversicherung nahm in der Berichtszeit die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger um 3,5 vS zu. Sie stieg von 86 600 auf 89 700. Die hier gemeldete Verschlechterung der Arbeitslosigkeit übersteigt den jahreszeitlich bedingten Grad kaum.



Technik und Werkstatt



Das Gehirn aus Stahl

Zur internationalen Büroausstellung

Von Felix Linke

Mit der Ausdehnung der industriellen Produktion sind auch die Handelsbetriebe außerordentlich stark angewachsen. In ihnen und namentlich in den Bankbetrieben muß eine Büroarbeit geleistet werden, an die man früher auch nicht im entferntesten gedacht hat. Ehemals genügte ein primitives Bult mit Tinte, Feder und Streufand, um in den wenigen Büchern die notwendigen Eintragungen zu machen. Der heutige Bürobetrieb sieht wesentlich anders aus. An das Schreiben mit Tinte und Feder denkt man kaum noch beim Führen der Bücher; das Schreiben ist völlig maschinisiert. Aber auch das Rechnen und das Buchführen. Das „Bürozeug“ ist verschwunden. Statt dessen diktiert man der Stenotypistin oder ins Diktaphon, das jede beliebige Schreibkraft abhören kann, ohne stenographieren zu können. Rechnen großer Zahlen, ja sogar kleinerer, geschieht in den Rechenmaschinen, und sogar das moderne Buchen geschieht mit der Maschine. Das feste gebundene Buch ist in die Kartei aufgelöst worden und die Schreibmaschine ist zugleich Buchungs- und Recheneinrichtung. Sie gestattet ferner, soviel Durchschläge zu machen, wie man für den gesamten Buchhaltungsbetrieb braucht. Das Formularwesen hat infolgedessen eine gewaltige Ausdehnung gewonnen.

Dem Laien erscheint es als besonders bewundernswürdig, daß nicht mehr der Kopf rechnet, sondern die Maschine. Und dabei ist das Rechnen im Grunde doch eine sehr einfache Sache. Denn wenn ich zwei Zahlen addiere, kann ich das überaus einfach dadurch vollziehen, daß ich an Rädern entsprechende Umdrehungen mache. Habe ich zu 4 noch 6 hinzuzufügen, so lege ich an ein Lineal an die Marke 4 ein zweites mit 0 und lese an diesem bei 6 die Zahl auf dem ersten Lineal ab, die dann 10 anzeigt. Das ist einfach die Summe. Ob ich das Lineal gerade mache oder zu einer Scheibe aufwölbe, ob ich bei voller Umdrehung einer Scheibe eine zweite beginnen lasse, die eine zehnfach so große Teilung hat, ist ganz gleichgültig. Jedenfalls kann ich durch geschickte Anordnung ein System von Rädern herstellen, mit dem ich ohne weiteres addieren kann. Das ist das Prinzip des Zählwerks, wie wir es in Gas-, Wasser- und Elektrizitätszählern haben, wie es als Tourenwert an zahlreichsten Maschinen, zum Beispiel auch an Druckmaschinen angebracht ist, wo es die Zahl der gedruckten Blätter zählt. Die Additionsmaschine ist also, wie man auf den ersten Blick sieht, grundsätzlich überaus einfach. Wenn sie in der Praxis ein scheinbar unentwirrbares Rätsel von Rädern, Sebeln und Typen besitzt, so kommt das nur daher, weil man mit dieser Maschine die größten praktisch vorkommenden Summen bewältigen und sie gleichzeitig aufschreiben will.

Eine solche Maschine ist übrigens meistens auch geeignet, Subtraktionen auszuführen. Klarmachen läßt sich das am besten wieder an dem Lineal. Soll ich 4 von 10 abziehen, so lege ich die Marke 4 des einen Lineals an die Marke 10 des anderen. Dann steht die Marke 0 des ersten bei einer Marke des zweiten Lineals, die den Unterschied beider Strecken angibt. Das würde in unserm Falle 6 sein. Der Vorgang ist derselbe wie beim Abziehen, bloß daß man die Marken der Lineale anders anlegt. Für die Maschine bedeutet es grundsätzlich keine Schwierigkeit, auch diese Rechenoperation mit Rädern und Sebeln zu bewerkstelligen und selbsttätig aufzuschreiben.

Nun will man aber mit einer Maschine nicht bloß addieren und subtrahieren, sondern man will auch multiplizieren und dividieren. Es ist leicht einzusehen, daß auch das keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten kann. Denn man kann jede Multiplikation ohne weiteres in Additionen auflösen. Verfäht man also zum Beispiel folgendermaßen:

$$\begin{array}{r} 994 \times 24 = 894 \\ 1988 \\ 23808 \\ \hline 23868 \end{array}$$

so ist das eine in Additionen zerlegte Multiplikation. Wegen der Dezimalisierung unserer Rechenart brauche ich 894 nicht 20mal zu addieren, sondern in einer vorgeordneten Stelle nur 2mal. So wird also eine Multiplikation verhältnismäßig einfach. In ähnlicher Weise verfährt man bei der Division, indem man die folgende Aufgabe in der dargestellten Weise rechnet:

$$\begin{array}{r} 894 : 24 = 37 \\ 24 \times 3 = 72 \\ 894 - 72 = 822 \\ 24 \times 7 = 168 \\ 822 - 168 = 654 \\ 24 \times 27 = 648 \\ 654 - 648 = 6 \\ \hline \text{Rest } 6 \end{array}$$

Vom Standpunkte des rationellen Bürobetriebes ist dieser Vorgang nicht befriedigend. Denn was wir machen, sind keine direkten Multiplikationen oder Divisionen, sondern indirekte. Bei der sogenannten Multiplikation muß ich ja die Zahl 894 fünfmal mit den einzelnen Ziffern einstellen. Erst wenn ich 894 nur einmal einzustellen brauche und dann vielleicht mit fünf Kurzhelzen das Resultat der Multiplikation bekomme, habe ich eine direkte Multiplikationsmaschine. Ob die Maschine dabei schreibt oder nicht, ist natürlich gleichgültig. Ähnlich ist es beim Dividieren. Hier muß uns die Maschine Arbeit abnehmen. Sie muß selber aufpassen, wie oft wir noch subtrahieren müssen, bevor wir auf die nächste Stelle übergehen. Dann erspart sie uns Gehirn- und Nervenkraft.

Es gibt nur eine Rechenmaschine, die unmittelbar multipliziert und dividiert, das ist der „Millionär“. Bei ihm ist für jede Multiplikation oder Quotientenstelle nur ein kurzer Druck auf einen Kontaktknopf erforderlich, allerdings bei gleichzeitiger automatischer Linealverschiebung. Die meisten anderen Rechenmaschinen sind nur Additionsmaschinen. Solche wurden übrigens

schon vor Jahrhunderten gebaut. Und die Thomasche Rechenmaschine ist schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Gebrauch und Vorbild für zahlreiche andere ähnlicher Art geworden.

Der große Vorteil solcher Maschinen besteht darin, daß sie unbedingt richtig rechnen, wenn sie nicht entzwei sind. Und ob das der Fall ist, kann man leicht durch Proben feststellen, die man vor und nach größeren Rechenreihen ausführt. Solche Rechenmaschinen sind auch die Registrierkasse, die sich in Millionen Handelsbetrieben und kleinen Geschäften immer mehr verbreiten. Man war nun bald nicht mehr zufrieden damit, daß die Rechenmaschine nur rechnet. Man wünscht, daß sie die Rechenoperation oder wenigstens das Ergebnis selbsttätig aufschreibt. Maschinen solcher Art gibt es jetzt massenhaft. Aber auch sie sind noch nicht das Ideal. Denn man will solche Maschinen auch in Verbindung mit andern Schrifttext verwenden können. Diese Forderung bedeutet nichts anderes als die Kombination der Rechen- und der Schreibmaschine. Bei der technischen Bewältigung dieser Aufgabe ist man auf eine außerordentlich große Schwierigkeit gestoßen, die darin besteht, daß wir von links nach rechts schreiben, auch unsere Zahlen, während wir natürlich von rechts nach links rechnen. Mit der Aufgabe haben sich die Konstrukteure in der verschiedensten Weise abzufinden versucht. Meistens gingen sie den falschen Weg, indem sie nämlich der Rechenmaschine die Schreibmaschine aufpropfen. Das kommt daher, weil man die Rechenmaschine für das Kompliziertere hielt. In Wirklichkeit ist aber gerade das Umgekehrte der Fall. Komplizierter ist die Schreibmaschine. Und so ist der richtige Weg die rechnende Schreibmaschine und nicht die schreibende Rechenmaschine. Zahlreiche Systeme tranken an diesem falschen Konstruktionsprinzip.

Anfänge für die rechnende Schreibmaschine waren eigentlich durch den „Tabulator“ vorhanden, der das richtige Untereinanderstehen der Zahlen erleichterte. Man erreichte das dadurch, daß man den Wagen der Schreibmaschine bis zu den betreffenden eingepaarten Spalten springen ließ, die man zuvor durch einen Anschlag, den Reiter, markiert hatte. Das Hindernis dieses Reiters kann man durch den Druck auf einen bestimmten Knopf beseitigen, der die Sperrung des Wagens aufhebt. Innerhalb schrieb man die Zahlen von rechts nach links. Man führte dann den sogenannten Dezimaltabulator ein, der erlaubte, den Wagen innerhalb jeder Spalte auf jede gewünschte Dezimalstelle springen zu lassen, so daß man die Zahlen von links nach rechts schreiben konnte, wenn ihre Stellenzahl zuvor abgeklärt wurde. Ein Springerknopf erlaubte mehrere Reiter zu überspringen, soviel wie durchliefen, bis man den Knopf losließ.

Die Wahlmaschinen-Gesellschaft in Chicago setzte auf eine besondere Schiene des Schreibmaschinenbogens Einzelzählwerke, die beliebig verschiebbar und von verschiedener Breite sein können. Bei diesen Zählwerken war jede Zahlenstelle so schmal wie eine Typenbreite auf der Schreibmaschine. Von jeder Zifferntaste der Schreibmaschine führt ein Hebel nach oben, der bei dem Tastenanschlag mittels eines Schleifkontakts die entsprechende Drehung in der am Schreibpunkt gerade vorübergehenden Dezimalstelle vornimmt. Dabei kann man Pünktchen mit Komma einrichten oder Zählwerke mit anderer Währung usw. Man konnte damit addieren und subtrahieren, und zwar unabhängig voneinander beliebig viele Spalten einer Tabelle. Eingeregelt wurden diese Zählwerke für die Underwood-, die Remington- und Smith Premiermaschine und auch für deutsche Maschinen, wie Mercedes und Urania.

(Schluß folgt.)

Schleifmaschine als Metallsäge

(Nachdruck verboten.)

Das Gebiet der Metalltrennung, das während der letzten Jahre schon mannigfache Umwälzungen erfahren hat, gilt auch heute noch in vielen Betrieben als ungelöstes Problem. Wie in Betracht kommenden Metalltrennverfahren weisen den einen oder anderen Nachteil auf, der diese Arbeit unangenehm und kostspielig macht. Insbesondere die Kaltäge erfreut sich keiner besonderen Beliebtheit, da bei ihr die Verwendung einer Kuhlflüssigkeit fast stets unerlässlich ist, die unausbreiten Schnittstellen immer eine Nachbearbeitung erfordern und vor allem die Sägen häufig nachgeschliffen werden müssen. Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß man in vielen Fällen von der Kaltäge zu anderen Trennverfahren, beispielsweise zur Elektrotrenn- oder autogenen Schneidmethode übergegangen ist, deren Anwendungsmöglichkeiten jedoch meist recht beschränkt sind.

Aus diesem Grunde verdient ein im Ausland schon seit einiger Zeit angewandtes Kalttrennverfahren Beachtung, bei dem an die Stelle der Säge eine Schleifschleife tritt. Schon vor geraumer Zeit machte die sogenannte „Abbleichschleifmaschine“ infolge ihrer außerordentlich hohen Leistungen von sich reden. Neuerdings hat man nun eine nach dem gleichen Prinzip arbeitende Maschine mit einer Schleifschleife von geringer Stärke konstruiert, die zum Durchschleifen dient, also die Säge ersetzen soll. Die Stärke der Schleifschleife beträgt nur 2 bis 3 Millimeter, so daß der Schnittverlust sehr gering ist. Der Vorteil des Durchschleifens gegenüber dem Kaltägen liegt darin, daß die Schnitte überaus sauber und grafitfrei ausfallen, also keinerlei Nachbearbeitung erfordern, daß eine ständige Wiederherstellung der Schleifschleife (wie das Nachschleifen der Sägen) nicht erforderlich ist und daß endlich das Sägen mittels irgendwelcher Flüssigkeiten fortfällt, da die Schleife wie Schnittstelle eine selbsttätige Kühlung durch die Luft erfährt. Durch diese Kühlung wird jegliche Erhitzung über 60 Grad verhindert, so daß also tatsächlich ein regelrechter Schnitt, nicht etwa ein Abkühlen durch Reibung und Druck stattfindet, was naturgemäß zu sehr unregelmäßigen Schnittstellen führen würde.

Ein weiterer sehr bemerkenswerter Vorzug der neuen Maschine besteht darin, daß sie mit ein und derselben Schleife nicht nur alle Metalle (vom Aluminium bis zum härtesten Schnelstahl) in jeder Form (Stollmaterial, Blech, Rohre und alle Profile), sondern auch Hartgummi, Glas, Marmor, Schiefer, Fayence, Galvanis usw. durchschleifen vermag.

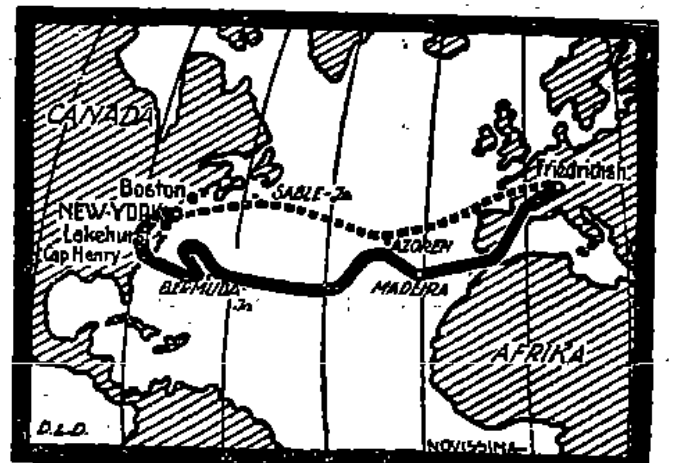
Die Schleifschleifen, die, entsprechend den zwei zur Verfügung stehenden Maschinengrößen, mit 300 und 400 Millimeter Durchmesser in den Handel gebracht werden, sind hartgebrannt, porös und im übrigen so beschaffen, daß ihr Verschleiß ein verhältnismäßig geringer ist. So kann man beispielsweise mit der kleinen Schleife von 300 x 2 Millimeter, die mit 5000 Umdrehungen in der Minute

läuft, 1500 Schnitte in Vollstahl von 9 Millimeter Durchmesser machen. Der Durchmesser der Schleife beträgt dann noch 170 Millimeter, so daß also bei erhöhter Umdrehungszahl mit ihr noch weiter gearbeitet werden kann. Wir sehen also, daß es sich hier um ein Arbeitsverfahren handelt, das nicht nur sehr zweckmäßig, sondern auch überaus wirtschaftlich ist.

Was die Leistungen der neuen Maschine betrifft, so gehen diese aus folgenden Beispielen hervor: Die Schleife von 300 Millimeter Durchmesser schneidet 100 Stahlstäbe von 9 Millimeter Durchmesser in 2 1/2 Minuten; für Stahlrohre von 43 x 34 Millimeter Durchmesser benötigt sie 5 Sekunden, für U-Rohre von 50 x 25 Millimeter 8 Sekunden, für Winkelstabe von 30 x 30 x 3 Millimeter 3 Sekunden. Die 400 Millimeter-Schleife schneidet Stahlrohre von 85 x 75 Millimeter Durchmesser in 5 und Vollmaterial von 45 Millimeter Durchmesser in 6 Sekunden.

G. Sch.

Amerikaflug des „Grafen Zeppelin“



Reise-Route des „Grafen Zeppelin“
..... Reise-Route des „Z.R. 3“ 1924

Das am 11. Oktober um 8 Uhr vormittags in Friedrichshafen aufgeflogene Luftschiff ist unter außerordentlich schwierigen Witterungsverhältnissen in 112 Stunden in Lakehurst gelandet. Genau vor vier Jahren, am 12. Oktober 1924, hatte der L. Z. 126, der jetzt unter dem Namen „Los Angeles“ im Dienst der amerikanischen Marine steht, seine große Fahrt über den Atlantischen Ozean angetreten, die er auf einer wesentlich kürzeren, weiter nördlich liegenden Strecke in 76 1/2 Stunden zurücklegen konnte.

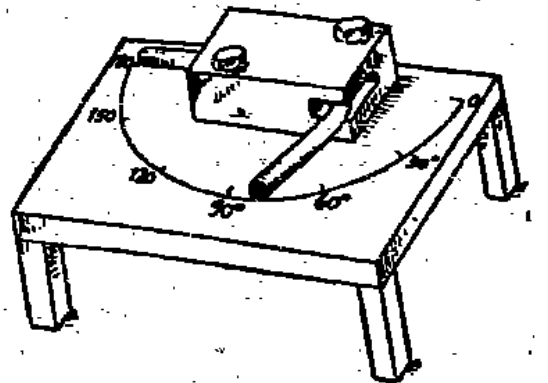
Die Abmessungen der modernen Schiffe

Steigert man bei gleicher Geschwindigkeit die Wasserverdrängung eines Schiffes, so nimmt die erforderliche Maschinenleistung nicht verhältnismäßig gleich zu, sondern sie fällt geringer aus. Braucht man beispielsweise, um ein Frachtschiff von 5000 Tonnen mit 12 Knoten Geschwindigkeit fortzubewegen, 2000 PS, so erfordert ein Schiff von doppelter Wasserverdrängung und gleicher Gangart nur 3200 PS, oder anders ausgedrückt, wenn ein 10 000 Tonnen-Schiff mit 15 000 PS eine Geschwindigkeit von 18 Knoten erreicht, so kann ein ähnliches Schiff von doppelter Wasserverdrängung und genau doppelter Maschinenleistung etwa 21 Knoten erzielen. Die Erhöhung der Tonnage ist daher grundlegend für jeden wirtschaftlichen Fortschritt im Schiffbau, handle es sich nun um die Steigerung der Geschwindigkeit oder die bessere Ausnutzung des Frachtraumes oder die Erhöhung des Kampfwertes eines Schlachtschiffes. So um 1880 herum, das heißt zu einer Zeit, wo die Bauart des modernen Schiffes in großen Zügen schon festlag, überstieg die Wasserverdrängung der größten Postdampfer kaum 10 000 Tonnen und jene der Schiffe von langer Reise im Mittel 2000 bis 5000 Tonnen. Die großen Transportschiffe von heute verdrängen in der Regel 10 000 bis 15 000 Tonnen, um selbst 20 000 Tonnen zu erreichen, besonders auf den transatlantischen Strecken, wo der Verkehr ausnehmend dicht ist. Die Paketschiffe, das heißt jene Schiffe von mittlerer Geschwindigkeit, bei welchen das Gewicht der verfrachteten Waren nur gering ist im Verhältnis zum Gesamtgewicht, verdrängen gewöhnlich 10 000 bis 20 000 Tonnen und sogar 30 000 Tonnen auf wichtigen Schiffsfahrtslinien. Im transatlantischen Dienst geben die höchsten Wasserverdrängungen sowohl der Paketschiffe wie der Lugschiffe mit hoher Geschwindigkeit auf 40 000 und 50 000 Tonnen und als oberste Grenze selbst auf 70 000 Tonnen.

Sehr eindrucksvoller als diese in der Statistik immer aufgeführten Tonnagezahlen sind die Abmessungen des Schiffsrumpfes, wobei allerdings zu bemerken ist, daß eine gegebene Wasserverdrängung nicht bei allen Schiffstypen auch denselben Abmessungen entspricht. So besitzt ein Frachtschiff von 10 000 Tonnen eine Länge von 120 Meter und eine Breite von 17 Meter, ein Postdampfer mißt 120 bis 140 Meter bei 15 bis 17 Meter Breite und ein Kreuzer von derselben Tonnage kann 191 Meter lang und 19 Meter breit sein. Man kann sich also die Ausdehnung eines großen Frachtschiffes von 10 000 bis 20 000 Tonnen als zwischen 120 Meter auf 17 Meter und 145 Meter auf 20 Meter vorstellen, um 180 Meter auf 26 Meter ungefähr bei 30 000 Tonnen zu erreichen. Ein Paketschiff von 20 000 bis 30 000 Tonnen mißt 160 Meter auf 19 Meter bis 200 Meter auf 23 Meter. Was die transatlantischen Schnellpostdampfer betrifft, so erreichen sie gewöhnlich 230 Meter auf 26 Meter bis 250 Meter auf 28 Meter. Den Rekord hält annähernd die Majestetic mit 280 Meter Länge. Der Tiefgang der Schiffe ist viel weniger veränderlich und überschreitet die Größenordnung von 9 bis 10 Meter kaum. Der Bau solcher Riesenschiffe wurde nur möglich durch Ausnutzung aller Fortschritte der Wissenschaft und Technik: dauernde Verbesserung der Baukäufe, Vervollkommen der Nietverfahren und der Verfahren des Zusammenbaues. Man ist angefaßt dieser Entwicklung im Schiffbau verführt, die Frage aufzuwerfen, ob, wenn es so weiter geht, die Häfen und deren Ausrüstungen ausreichen werden und tatsächlich verlaunt auch in der letzten Zeit, daß die Verwaltungen großer Hafenplätze bedeutende Mittel vorziehen, um der Frage der Vergrößerung der Seehäfen nähere treten zu können.

Ein Siegetisch für Rohre

Eine Vorrichtung für genaues Richten und Biegen von Rohren oder Stangen zeigt die Abbildung. Auf dem Tisch befindet sich ein Halbkreis eingezeichnet mit der Mittellinie der Rohre, die in der Abbildung nur angedeutet werden konnte. Für die Handhabung der Rohre dient ein fester Holzblock, der auf dem Tisch mit Bolzen und Muttern auswechselbar befestigt wird und man tut gut, sich für verschiedene Rohrstärken eine Reihe solcher Blöcke im Vorrat zu halten. Die Handhabung dieser Einrichtung geht aus der Abbildung





Familie und Heim



Wir dürfen nicht vergessen!

Das ist eine der besten Eigenschaften unseres Gedächtnisses, daß es das Unangenehme, das Pöhlliche, das Schlichte so ganz freundlich zurückzieht und es mit einem milden Schleier bedeckt. Wenn wir Leid oder Not endlich hinter uns haben, dann erscheint uns später „halb so schlimm“.

Das ist eine gute Einrichtung von der Natur. Aber es gibt Dinge, die wir einfach nicht vergessen dürfen! Und wenn wir schon vergessen haben, nun, dann müssen wir mal umblättern im Buche unserer Erinnerungen, Blatt für Blatt! Ah, was haben wir in der letzten Zeit wieder alles vergessen! Manchmal wird einem ja auch gesagt: „Ach, wissen Sie, man mag gar nicht mehr drandenken!“ Wie bequem, nicht mehr drandenken!

Da ist 1914, das gefährliche, hochspannungsgeladene Jahr 1914. „Ich kenne keine Parteien mehr...“ Liebesgaben gehen ins Feld mit Wurst und Schinken und guten Dingen und kommen manchmal wieder verdorben, beschmiert mit dem Vermerk: Vermißt — Gefallen zurück.

1915. Ja, in diesem Jahre werden wir siegreich Frankreich schlagen. Gott strafe England, bald ist's vorbei. Wie? Lebensmittel? Einrichteten, ein bißchen sparsam sein, weiter nichts! Ist ja bald zu Ende.

1916. Noch kein Friede? Werden sie reichen, die Lebensmittel?

1917. Brotkarten. Halte! Butterkarten. Durchhalten! Kartoffelkarten. Wir müssen siegen! Kartoffelbuden, Dörrgemüse, Stiedrüben. Durchhalten!

1918. Noch kein Ende! Durchhalten! Die U-Boote werden es schaffen! In der Heimat gibt's ein Wiedersehen. Je Kopf und Tag 400 Gramm Kartoffeln. Durchhalten! Je Kopf und Woche 80 Gramm Margarine. Pfaffenkinder nicht wegwerfen! Buchstaben sammeln! — „Mutter, was ist das, hier im Lebensmittelbuch steht Braten. Sag, Mutter, kann man das essen? Mutter, ich habe ja Hunger!“

Ich werde heute für dich gehen, Mutter, Kartoffeln holen, oder meinst du, daß wir heute wieder nur Stiedrüben bekommen statt Kartoffeln? In drei Stunden wird der Laden ja erst aufgemacht, aber ich will nun schon gehen.

Aber es stehen schon viele vor dem Laden, Frauen und Kinder. Übermüdet, blaß, frierend, hungrig. Eine lange, dunkle, stumme Schlange, ohne Kopf und ohne Ende, wie ein einziges wachsendes Verlangen: Kartoffeln! Ob es Kartoffeln gibt oder Stiedrüben? Und Fett?

Beitrag Speisefettversorgung

Auf Grund der Verordnung vom 29. August 1916 wird... für den Umfang des Kreises bestimmt: Die auf den Kopf des Verbrauchers entfallende Verbrauchsmenge an Speisefetten beträgt 60 Gramm für eine Woche.

Der Hunger hat uns damals — in „Deutschlands großer Zeit“, der vielversprechenden — betäubt. Heute wissen wir gar nicht mehr, was wir damals litten. Können wir uns noch auf die Störungen besinnen, auf die hohlen Barden und die dünnen Fingerchen? Dürfen wir heute sagen: Ach, reden wir von was anderem, das ist angenehmer. Nein, wir müssen davon reden, wir dürfen es nicht vergessen! Warum? Haben wir auch das vergessen?

Zu der Hungerqual kam die Seelenqual. Wir waren keinen Tag früher, einen Brief zu erhalten des Inhalts:

„Es ist mir eine traurige Pflicht, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Ihr Gatte... den Selbstmord jenseits beiderseits gefunden hat...“

Derartige Briefe sind 171824mal geschrieben und empfangen worden. 171824mal haben Mütter, Töchter oder Bräute mit Jittern und Wehklagen solche Schreiben gelesen. Nein, noch viel mehr Frauen, denn die Zahl der Vermissten, Vermundeten und Gefangenen ist ja viel höher gewesen. Das alles dürfen wir nicht, nie vergessen. Und auch wie die gelebt haben, die uns ins Elend heizen. Haben die gehungert, die Jahr für Jahr, tagaus, tagein Tausende von unsren Kindern, von unsren Männern, von unsren Brüdern, von unsren Geschwistern in den Tod geschickt haben? Was mußten die von „durchhalten“, die uns durchhalten lehren wollten! Wir schauten unter den fleischlosen Körpern, berichtete der als Feldarzt vermundete Professor Vitz, „aber im Kasino lebte man gut, daß alle Tage Fleisch und Leber von den Fleischmärkten, die man nicht abgeben brauchte, noch auf Kosten der Bürgerschaft. In den Stattenhäusern gab es keinen Wein mehr für Kranke und Verwundete, aber jeder Marineoffizier bekam noch regelmäßig alle Monate 20 Flaschen Wein und den üblichen Rum geliefert.“

Haben wir vergessen, daß jene hohen Herren, die sich fleißig mußten, während das Volk noch Kartoffeln schrie, ein Mandat herausgab, „Duldung aus der Heimat“? Wer hat die Front „erlaubt“? Wer hat die Heimat abgemessen? Haben wir das alles vergessen?

Spezialkarte einer Offiziersküche am 6. Mai 1918:

1. Suppengruppe mit Schenklingen,
2. Suppe mit verlesenen Eiern und Schinken,
3. Salat mit Butterkartoffeln, Salat und Kompott,
4. Kaffee mit Zucker,
5. Wein.

Warum sind wir nicht vergessensfähig? Es gibt nur eine Erklärung! Das ist die nicht des Offiziers ein Bild in der Historie: Der Kaiser, Kaiserin, Kaiserin, Kaiserin. Wir sind noch, was wir sind in der Geschichte, wenn wir nicht vergessensfähig sind? Ist das Wort „Vergessensfähigkeit“ heute noch verständlich? Oder haben wir das auch vergessen? Besinnen wir uns doch auf Heines Aussage der Speisung: „Die Speisung der Soldaten war in der ersten Zeit eine sehr wichtige Angelegenheit, man schenkte ihnen eine sehr wichtige Angelegenheit, man schenkte ihnen eine sehr wichtige Angelegenheit.“

Dürfen wir das alles vergessen? Nein, am des „Morgen“ haben wir nicht vergessen, wir dürfen nicht einschlafen, denn dann verlieren wir die Sicht, die Sicht nach vorn. Diese Herzen mit den roten Hosenstreifen haben damals sicher nicht gerne ihre gute Futterkrippe fahren lassen. Denn noch

ihnen gegangen wäre, dann wäre die ganze Heimat verfaßt in Blut und Brüdermord. Je mehr, je besser! Was kümmerte diese Wohlgenährten die Not der Masse! Was mußten sie, die ewigen Stabellen, von der Seele des Volkes? Was war ihnen der gemeine Mann? Das war ihnen so irgend was, das zu gehorchen und mit Dörrgemüse und Kartoffelbuden zufrieden zu sein hatte!

Aber was wollten wir denn? Bloß ein Wühlen in alten Erinnerungen? Nur ein Aufschreiben verbläuter Bilder? Viel, viel mehr wollten wir und noch ganz was anderes! Unsere Brüder, unsere Schwestern jenseits der Grenzen, die wollen wir nie wieder als Feinde betrachten! Die sind ja genau so aufgepeitscht worden wie wir. Aber wir wollen keine Bajonette mehr gegen sie richten, sondern unsere Hände wollen wir ihnen entgegenstrecken. Sind sie nicht durch dasselbe Elend gegangen wie wir? „Für ein Butterbrot und einen Franken liehen sie...!“ Was müssen unsere Schwestern jenseits der Grenze, ganz der Gewalt der Soldateska ausgeliefert, erst gelitten haben?

Wir wollen in keinen 4. August wieder erleben in der Form von 1914. Der 9. November soll uns vor Augen stehen um der Idee willen, die das Alte stürzte und dem Zukünftigen, dem Besseren voraufschickte: die Idee des Sozialismus! Kampf ohne Blut, aber nicht um militärische Lorbeeren, sondern um Menschenrecht!

Sagt uns nicht satt sein, weil wir Brot haben. Laßt uns den Hunger nicht vergessen, der uns damals geschüttelt hat. Laßt uns heute nicht satt sein, uns fehlt ja noch so viel! Dieser Hunger nach dem Ziel sollte uns durchglücken, unsere Seele so, wie damals unsere Leib. Wir wollen nicht vergessen, daß wir hungrig mußten. Und vor allem dürfen wir nicht vergessen, wo er uns vier Jahre lang hungern ließ! Silb e g a r d R.

Freiwilliger Sklavendienst

„Wer wäre wohl so töricht, freiwillig Sklavendienst zu tun?“ fragt man. Nun, ich will nur einmal an jene Frauen erinnern, die jahrzehntelang in „patriarchalisch“ geleiteten Betrieben treue Arbeit leisteten; die freiwillig auf den Anstoß an ihre „roten“ Berufscollegen verzichteten, um „oben“ nicht zu verstimmen. Tatsächlich nicht freiwillig schwere Arbeit um zu geringen Lohn? Und setzen sie ihre Freiheit oft nicht erst dann — und auch noch widerstrebend — ein, wenn sie „im Interesse eines rationelleren Betriebes“ abgebaut werden, ohne Fürsorge für das Alter, ohne Dank für die dem Gedeihen jenes Betriebes freiwillig gewidmete, geopferte Lebenskraft?

Oder ist es nicht Tatsache, daß Frauen und Mütter ihr Heim, ihre Kinder benachteiligen, um in einer Fabrik wenige Mark zu verdienen, die sie freiwillig bitter nötig brauchen? Die Unternehmer wissen ganz genau, daß solche Frauen meist keiner Organisation angehören, und sie stellen sie mit Vorliebe ein, weil sie da ungeachtet der hohen Stundenlöhne. Die Frauen jammern zwar, aber sie fürchten, die Arbeitsstelle zu verlieren, wenn sie mal „aufmucken“. Deshalb darben sie und bücken sich weiter und es kann geschehen, daß sie sich auf Sammelbögen für Jubiläumsgeschenken an ihre Ausbeuter einzeichnen, daß sie ihre arbeitsfähigen Pfennige noch hingeben, weil sie nicht wagen, sich auszuschließen. Weil sie nicht dadurch auffallen wollen, daß sie aus der Reihe derer treten, die sich immer, immer weiter anstrengen lassen.

Oder ist es nicht auch eine Art freiwilligen Sklavendienstes, wenn die Hausfrau ihre Zeit und ihre Kraft an Dinge verschwendet, die ihre Notwendigkeit mit nichts beweisen?

Gehören Staubfänger in Form von Aufstellkästen und geschwungen und gedrehten Möbelteilen zur Behaglichkeit eines Zimmers? Muß eine farbige, nette Küche unbedingt die Zierde zu benutzender Krüge und Töpfe und Büchsen haben? Wer beweist die Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit von staubfangenden Gardinenreißern, von Fenster- und Bettdecorationen?

Muß überhaupt die „gute Stube“ den schönsten, hellsten Raum einer Wohnung zum heilig geschützten Museum machen, in das selbst die Hausfrau nur von der Türe aus hineinschaut, um nichts „unordentlich“ zu machen, das sie nur zum Zwecke immer erneut notwendigen Putzens betritt? Aber nur der wird solche Seife ganz und im besten Sinne erfüllen, der es als freier Mensch benutzt.

Nicht feiges Unden und Unterwerfen darf es sein — freies Rollen nach kritischer Prüfung wird den richtigen Weg sehen, wird auch den Mut finden, solchen Weg zu gehen.

Wenn alle ergrante Arbeiter sich nicht mehr widerstandslos beiseite schieben lassen, wenn Frauen lernen, sich und ihre Arbeit entsprechend einzusetzen, wenn sie einsehen, daß sie es den Millionen anderer Arbeitender schuldig sind, die Löhne nicht zu drücken; wenn Hausfrauen und Mütter den Mut haben, mit Arminstrass und alier Gewohnheit zu brechen zum Besten ihrer eigenen geistlichen und körperlichen Gesundheit und Gesundheit, zum Wohle ihrer Angehörigen; wenn Väter und Erzieher sich zur Erkenntnis durchringen, daß die Jugend nicht dem menschenverachtenden Boloch, dem Militarismus opfern dürfen, den sie selber angebetet haben; wenn Männer und Frauen sich freimachen von dem Zwang, das mitzumachen, was „man“ gerade für modern hält, und wenn sie sich als Ziel setzen, das zu tun, was sie als recht und für ihre besondere Eigenart passend erachten, und wenn sie das so tun, daß keinem Militarismus wissenschaftlich Unrecht geschieht.

Die Sklavhalter sind also nicht immer Menschen, die sich irgend einer menschlichen Schwäche zu ihrem Nutzen bedienen, auch Dinge können uns zu Sklaven machen, auch Ideen können uns so befeuern, wenn wir uns ihnen freiwillig unterwerfen.

Ist es nicht freiwilliges Sklaventum, wenn Väter, die die Gräueltat des Krieges kennen, ihren Söhnen einen Hurra-patriotismus anerkennen? Rufen sie nicht Sklaven, wo sie — wenn sie nicht selbst im Joch ihrer Anschauungen befangen — freie Menschen erziehen konnten?

Gibt es nicht Hunderte und Tausende, die sich nicht freimachen können, nicht freimachen wollen vom Althergebrachten?

Gibt es nicht noch viel mehr, die sich blindlings von jeder neuen Mode, jedem „Stimm“, jeder neu aufkommenden Freiheit leiten lassen?

Wohl ist es notwendig, sich den Gegebenheiten anzupassen, die, zum Wohle aller Menschen geschaffen, das Leben innerhalb einer Gemeinschaft regeln und reibungslos gestalten sollen. Dann erst ist es an der Zeit, von freiwilligem Sklavendienst als etwas Überwundenem zu reden. Me h a.

Kinderzahl und soziale Stellung der Eltern

Wie sehr die Verhältnisse den Menschen beeinflussen, zeigt sich aufs neue und deutlich in Sachen der Kinderzahl. Je nach der sozialen Stellung der Eltern ist die Kinderzahl allgemein ist zu beobachten, daß bei höherer Stellung die Kinderzahl niedriger ist, als bei niedriger Stellung. So ist die Kinderzahl bei Akademikern, Beamten, Lehrern und freien Berufen geringer als bei Kaufleuten, Handverlern Angestellten und Handarbeitern, wie folgende Aufstellung zeigt:

	Auf 100 Familien 1921/22	Auf 100 Familien 1921/22
Akademiker	271 Kinder	Handwerker . . . 988 Kinder
Beamte und Lehrer	304	Angestellte . . . 492
Freien Berufe	321	Handarbeiter . . . 596
Kaufleute	341	

Selbst nach der Berufsgeschichte der Eltern ist die Kinderzahl verschieden. Es zeigt sich auch hier, daß die Kinderzahl fast in der Reihenfolge niedriger wird, wie ein Beruf nach der allgemeinen Auffassung besser ist. Nach einer preussischen Statistik der Jahre 1896 bis 1901 kommen in der

	Auf eine Ehe	Auf eine Ehe
Landwirtschaft . . .	5,3 Kinder	Metallarbeiter . . . 8,3 Kinder
Verarbeitung von		Angestellte in Stadt
Steinen und Erden	4,5	und Gemeinden . . . 8,2
Fabrikarbeiter . . .	4,4	Kunst und Literatur . . . 2,5
Textilarbeiter . . .	4,3	Ärzte, Geistliche, usw. . . 2,2

Weiter zeigt die Statistik, daß man bei Eltern in niederen Diensten im allgemeinen eine größere Kinderzahl antrifft. Die Kinderzahl ist in den Reihenfolge niedriger, wie ein Beruf nach der allgemeinen Auffassung besser ist. Nach einer preussischen Statistik der Jahre 1896 bis 1901 kommen in der

Die Abrüstung der Spielzeugfabriken

Der „Wegweiser“ für das gesamte Spielzeuggeschäft, eine Zeitung für die deutsche Spielzeugindustrie, bringt in ihrer letzten Nummer eine längere Betrachtung über die Abnahmefähigkeit auf dem französischen Spielzeugmarkt, in der sich mit Hinblick auf die bestehenden oder weniger bestehenden Knabenpielzeuge die folgenden Sätze finden:

„Ein früher sehr beliebtes Spielzeug bei diesen (bei den Knaben) dagegen ist in Frankreich fast gänzlich von der Bildfläche verschwunden, nämlich der Zinnsoldat. Man sieht ihn fast gar nicht mehr in den Läden, er hat abgerüstet, und ebenso sind die Spielzeugkanonen in den Hintergründen getreten. Die pariser Händler geben als Grund dafür, daß das französische Volk nichts vom Kriege hören will und so auch nichts von dem, was daran erinnert. Man will nicht vernichten, man will aufbauen.“

Da die französischen Jungen den Zinnsoldaten abgerüstet haben, wäre dies natürlich nicht allein den französischen, sondern überhaupt den militärischen Machthabern der ganzen Welt zu empfehlen, diesem Beispiel zu folgen und endlich der Einsicht die Ehre zu geben, daß auch der lebende Soldat so schnell wie möglich abzurufen hat und die vielen Kanonen auf Zimmerwiederlegen in den Hintergründen treten müssen, damit die Völker der ganzen Welt durch nichts mehr an den Krieg erinnert werden, den sie nie gewollt haben, sondern den sie jetzt nur über sich ergehen lassen müssen, wenn er von den Machthabern angeordnet wird.

Aber noch etwas wäre angeht die Feststellung des „Wegweisers“ ebenfalls empfehlenswert, nämlich daß unsere deutschen Jungen ebenfalls mit den Zinnsoldaten und mit der Spielzeugkanone für alle Zeiten verschwinden möchten, indem die deutsche Spielzeugindustrie ein für allemal auf die Herstellung verzichtet. Denn was für die französischen Jungen nicht mehr zeitgemäß ist, das kann wohl auch aus der deutschen Kinderszene verschwinden. R. D.

Der Aberglaube in Berlin

In Berlin gibt es etwa 1000 Wahrsagerinnen. Vor dem Kriege gab es in Berlin knapp 100 Kartenschlagerinnen, die sich von dem Aberglauben der Wittenmänner näherten. Das bedeutet eine gewaltige Steigerung des Aberglaubens! Ist das nicht ein tief besorgniserregendes Zeichen für das „aufgeklärte“ Berlin, und besonders für seine weiblichen Einwohner, die ja den Hauptteil der Kartschlager der Wahrsagerinnen darstellen? Dieser Humpung ist indessen keineswegs auf die deutsche Hauptstadt beschränkt. Der Unfug ist in allen anderen Städten und Dörfern überall im Schwang, am häufigsten wohl in Nordamerika und anderen jenseitigen Ländern. Dieser Mißbrauch der Einfaltigkeit kann nicht scharf genug gesteuert werden. Denn aus den dunklen Hinterstüben der Wahrsager ist ein Montblanc von Unruhe, Herzensangst, Mißtrauen, trügerische Hoffnungen und bittere Enttäuschungen in unzählige Herzen und Seelen getragen worden.

Die männerarme Insel

Im Verhältnis der Anzahl von Frauen zu Männern zeigt der Weltkrieg immer noch seine Folgen. In Deutschland, England und Frankreich kommen etwa 12 Frauen auf 10 Männer. Daher rühren die Heiratsannoncen in den Zeitungen zumeist von liebesbedürftigen Frauen her, und um die Männer stärker zu locken und zu fesseln, sind die Frauen in den Modestücken ziemlich weit gegangen.

Nur gut, daß es bei uns noch nicht so weit ist wie auf der Insel Lagawaim Stillen Ozean. Dort steht 14 Frauen nur ein Mann gegenüber. Der Armistee!

Erst mal —

Fräulein Trude hat sich aufs Land verheiratet, ist sehr verliebt in ihren Landwirt und denkt sich das Leben da draußen, obgleich sie von der Landwirtschaft keinen Dunst hat, riesig interessant. Am zweiten Morgen nach der Hochzeit hält es der Gatte an der Zeit, sein junges Fräulein langsam in die Geheimnisse der Landwirtschaft einzuführen. Er führt sie in den Stall und will ihr an der Kuh praktischen Unterricht im Melken geben.

„Ach, Schatz!“, bittet das Fräulein etwas ängstlich, „muß es denn gleich bei der Kuh sein, könnt' ich nicht erst mal an einem Strohballen verüben?“

November

Er erinnert uns daran, daß das Jahr sich zu Ende neigt. Geschwähige Menschen sagen sich wieder kopfschüttelnd: Schon November?

Dann beginnen sie zu philosophieren, wie doch das Jahr so rasch umgeht, kaum, daß wir erst Januar hatten, schon wieder November. Bald Dezember. Ja, ja, man wird alt, ist oft der Refrain.

Ein Monat, der oft willingshaft dem Dezember ähnlich sieht, wenn es regnet, schneit, windig, stürmisch ist, kalt und unfreundlich. Würde einer den November verschlafen und im Dezember aufwachen, er würde sagen, wir haben November. Woher auch wissen, ob November oder Dezember? Das sagt uns nur der Kalender. Denn kalt ist es am 1. November und am 1. Dezember.

Wenn diese Monate kommen, wissen wir, daß die Not noch stärker in den Arbeiterfamilien umgeht, denn Kohlen freffen viel Geld. Es heißt da, entweder warmes Essen oder warme Stube. Beides zusammen, obwohl eine Selbstverständlichkeit für jeden Menschen, gibt es in allen Familien nicht, in denen der Vater, ein Sohn, beide erwerbslos sind, keinen Verdienst haben und nur magerer Unterstützung beziehen. Es gibt aber auch welche, die hungern und frieren.

Er ist ein trauriger Monat.

Die Pelzmäntel haben, merken von dieser Traurigkeit nichts, denn sie frieren nicht und hungern nicht.

Jetzt, wo Menschen sich einhüllen in dicke, warme Mäntel, merkt man erst, daß es Menschen gibt, die arm, wirklich arm sind. Schabige, zerrissene, abgetragene, geflickte und farblose Mäntel, die schon Jahre und oft Jahrzehnte getragen werden, zeigen, daß es Hunderte, ja Tausende von Menschen gibt, die kein Geld haben, um sich einen neuen, wenn auch billigen Mantel zu kaufen. Von was? Der Unterstützung? Die muß langen für das Essen.

In diesen Monaten sieht man aber auch, daß es andere, glücklichere, reichere Leute gibt, die in schimmernden Pelzmänteln der grimmigen Kälte trotzen, prunken und so den Klassenunterschied sichtbar zeigen. Hier der frierende Proletarier, die Arbeiterfrau, die sich kaum schützen können gegen Kälte und Hunger, die mit alten Fegen sich belassen, die sie Mäntel nennen, und dort die Frau in eleganten Pelzmänteln, die ein Vermögen kosten.

Ein guter Pelzmantel gleich eine jährliche Erwerbslosenunterstützung! Und oft noch viel mehr. Ein Beispiel des Klassenunterschiedes, den uns der Monat November zeigt, wenn wir durch die Straßen gehen mit offenen Augen, um zu sehen, wie Menschen ärmlich in Lumpen und propig in Pelzmäntel gehüllt sind. November.

Wir denken dabei an Schnee, an Wanderungen ins verschneite Gebirge, an Stunden froher Geselligkeit, an stille Minuten im warmen Zimmer und bei gutem Essen und trinken, daß auch der November schön sein kann, wenn man nicht zu hungern braucht, nicht friert und sich ausgestoßen fühlt aus dieser Gesellschaft zufriedener Menschen.

Unsere Aufgabe ist es, diese Zufriedenheit, die nicht ins Philistertum mündet, zu schaffen und jedem Menschen dieses stille Glück auch im November, im Winter zu geben. Darauf hat jeder Anspruch. Auf das menschenwürdige Leben in dieser Welt, das allein erfüllt wird, wenn wir gemeinsam zusammenstehen, um unser Ziel zu verwirklichen: Den Sozialismus. Durch Kampf zum sozialistischen Ziel. Das sagt uns auch der November.

Dision

Von Saslo Rozja
(Schluß)

Da setzte sich Polidon in das Gespräch. Es war bekannt, daß er seine freie Zeit mit Wertungsforschungen ausfüllt und sich so weit hilft, daß er die alten Bücher in ihrer Originalsprache lesen konnte. Er wußte noch manches über die Menschen von damals und über die unglücklichen Zustände, in denen sie lebten, zu berichten.

Er wandte sich zuerst an Peter Rainer: „Ich glaube, Sie träumten sich genau um tausend Jahre zurück. Damals herrschten sogar ganz unglückliche Zustände. Bedenken Sie, Brüder,“ sprach er jetzt zu den Versammelten, „damals gab es Menschen, die unartig leben mußten.“

„Unartig?“ bemerkte jemand.

„Doch,“ fuhr Polidon weiter fort, „aber das Selbstmitleid war dabei, daß es sich nicht um Kapitalisten handelte, die also, wie wir wissen, durch den Ertrag ihrer Wertgegenstände nicht zu arbeiten brauchten, sondern um arme, besitzlose Arbeiter, die wegen Mangel an Arbeitsmöglichkeiten ruhen mußten.“

„Wie konnte das der Staat nur dulden?“ fragte Peter Rainer.

„Der Staat? — Das damalige Staatswesen war ohnmächtig und dem Kapital untergeordnet. Die Regierung lag größtenteils in Händen der Reichen. Der Staat lebte von Steuern, so wurden die Pflichtenabgaben genannt, daher vom Kapital abhängig. Die breiten Massen waren durch religiöse Zauberei, durch alkoholische Getränke und andere von dem Staat unterstützte Kister, wie Kierentzen, Kartenspiele, Lotterien ufm. dergleichen gebannt, daß sie ihren Widerstand voll verloren hatten. Der Staat, der aus diesen Kistern Nutzen zog, unterstützte diese und da er mit dem Kapital nicht in Konflikt geraten wollte, zahlte er lieber den Arbeitslosen einen geringen Almosenbeitrag, damit diese nicht verhungern sollten.“

„Verhungern?“

„Gräßlich!... Amosen!“

„Aber warum bekamen sie keine Arbeit?“

„Das ist doch die niedrigste Pflicht eines jeden, arbeiten zu müssen!...“ wurde durchdringend gerufen.

„Ihr habt recht!“ erwiderte Polidon. „Aber es war damals dennoch so. Und noch etwas. Diejenigen Staaten, die diese Arbeitslosenunterstützung zahlten, waren noch sozial! Aber in mehreren Staaten bekamen sie nichts und nagten am Hungertuch!“

„Mmmergütlich!“

„Sie lebten doch schlechter als Tiere!“

„Ich kann es gar nicht fassen!“ erwiderte wieder Stöckchenrufe, aber Polidon berichtete weiter:

„Die Ursache für diese Zustände lag sehr klar auf der Hand. Das Kapital ließ die Menschen, denen es Arbeit gab, acht bis zehn Stunden schaffen, dadurch waren die Arbeitslosen leicht entbehrlich. Außerdem wurden die Gegenstände nur in mäßigen Quantitäten angefertigt, um Preissteigerungen zu erzeugen.“

„Preis? — Was ist Preis?“ fragte ein Unwissender.

„Mit diesem Wort wurde der Wert der Waren bezeichnet“, belehrte ihn ein anderer Zuhörer.

„Die Arbeitslosen also“, erzählte Polidon weiter, „lebten auf dem Hals des Staates und zierten zugleich als eine zweischneidige Waffe in der Hand der Kapitalisten. Einerseits gab der Staat diesen Kapitalisten notwendige Einkünfte, um durch regimäre Arbeit von diesen unglücklichen arbeitslosen Gassen loszukommen, andererseits wurden die Arbeitenden dadurch in Schach gehalten, daß sie durch diese Arbeitslosen leicht ersetzt werden konnten. Durch diesen Umstand konnten die Kapitalisten nie und zu die Löhne drücken.“

„Was waren Löhne?“ fragte wieder jemand.

„Löhne waren Gegenleistungen für die Arbeit. Sie bestanden aus sogenanntem Geld, das als Zahlungsmittel diente.“

„Dahon habe ich auch schon mal gelesen...“

„Schön war es nicht damals...“ hörte man Bemerkungen.

Die Plauderer erhoben sich und verabschiedeten sich voneinander. Manche begaben sich in den Lustgarten, andere kehrten zu ihrer Familie zurück, flogen zu den Bibliotheken, Theatern oder sonstigen Vorstellungen.

Peter Rainer flog in der Stadt spazieren. Er fühlte nach der Belehrung Polidons eine solche namenlose, tiefe Traurigkeit in seinem Herzen, daß er sich zuerst an dem bestehenden Schönen erheitern wollte, bevor er in sein Heim zurückkehrte.

Die Stadt beherbergte 80 Millionen Einwohner und war strahlenförmig gebaut. Inmitten dieser zusammenlaufenden Straßenstrahlen befanden sich in einem riesigen Kreis die Staatswerke und Institute, in denen alle Bedürfnisse der Menschen — außer dem Dösf, das man auf dem Lande ebenfalls durch elektrisches Verfahren zog — erzeugt wurden.

Diese Fertigprodukte wurden sodann den einzelnen Haushaltungen je nach Bedarf durch Rohrpost zugestellt, und da alles durch die Luftelektrizität betrieben wurde, waren ruhende, rauchende Schornsteine nirgendwo zu sehen.

Über der Stadt lag eine oporeiche, frische Luftschicht, ein Produkt der Luftreinigungsapparate, und aus einigen hundert Meter Höhe war von der Stadt nichts zu sehen als ein riesiges, buntes Blumenfeld, gebildet von den Parkanlagen der Straßen und Gaudodäer. Da der gesamte Verkehr sich auf dem Luftwege abwickelte, konnte die Menschheit die Straßen entbehren, nur selten waren viereckige, laßle Betonsteine zu sehen, die in spärlichen Fällen als Haltestellen der städtischen Luftbahnlinien dienten, da die meisten Einwohner die Flugzeuge von ihren Dächern aus bestiegen.

Die Stadt trug als Name die Nummer „Acht“, zwischen den siebenhundert Städten der Weltunion, die sich aus diesen „Städtestaaten“ bildete. Sie wie auch die anderen neuen Städte entstanden durch den gänzlichen Zusammenbruch des Kapitalismus, der seine

former

Graphit brennt uns die Augen wund,
Doch schon neigt sich des Gusskübels glühender
Werk, wachse! [Mund —

Unter giftigen Galen keucht schwer die Brust —
Aber das Werk, das Werk, es ist eine Lust:
Unser Werk ist gediehen!

Wir geben dem Eisen die glückliche Form,
Doch wir geben dem Eisen auch unser Blut,
O, möget ihr fühlen, wie wehe uns tut —
Unser Werk!

Max Doru

Macht durch den letzten Weltkrieg verlor. Es hieß damals ein neues Staatswesen bilden, und dies gelang durch das geliebte Schaffen der Arbeiterkraft, durch eine baurtätige und schaffensfrohe Evolution.

Die Länder, die durch die inwärtigen abgefallenen Revolutionen schon vorgeschritten waren, schlossen sich dem neugegründeten Weltstaat an und es wurden auf den dazu geeigneten Landstücken die neuen Städte erbaut.

Nach zweihundert Jahren der begonnenen Arbeit waren die meisten Städte der alten Ordnung nur verlassene Ruinen, einzelne noch bewohnt durch die spärlichen Überreste der Menschen, die sich den Gelehen der neuen Gesellschaft nicht fügen wollten. Es waren solche, die die alte Ordnung hartnäckig zurückwünschten, die nicht einsehen wollten, daß die Welt einen mächtigen Sprung vorwärts getan hatte. Es wurde durch psychologische Versuche festgestellt, daß diese Menschen nicht normal und ihr Verlangen eine Gehirnverletzung war, die sich von den Eltern auf die Kinder übertrug. Dieses Starrdenken konnte durch keine Mittel geheilt oder gebessert werden, daher beschloß der Weltstaat, diese krankhaften Menschen ihrem Schicksal zu überlassen. Nach weiteren hundert Jahren verminderte sich ihre Zahl auf einige tausend Köpfe und das einzige Merkmal, das sie über ihr Dasein gaben, zeigte sich durch geistige Kämpfe bei der Wahl ihrer Führer, die sie „Könige“ nannten, und durch blutige Kriege, die sie miteinander führten.

Die über ihre Ruinenstädte fliegenden Ausflugsmaschinen konnten oft mit Verwunderung von ihrer unproduktiven Tätigkeit berichten, insbesondere über ihr teilnahmsloses Treiben, wenn sie gleichmäßig angeordnet, mit alten Waffen auf ihren Schultern, bunte Züder vor sich tragend, sich nach den Klängen einer lärmigen, ohrenbetäubenden Musik taktmäßig bewegten.

Dann verschwanden sie spurlos.

Als sie schon keinerlei Lebenszeichen mehr von sich gaben, erigierten über den Städte ruinen die Luftgeschwader des Weltstaates, ließen „Libini“ herunterregnen, die diese Ruinen zu Staub zerlegte und den brachliegenden Boden wieder in urbare Erde verwandelte.

Das war das Ende des bürgerlichen Staates, auf dessen Ruinen ohne Kampf, lediglich nur durch seine Überlegenheit der heutige Staat entstand. Der Menschenstaat! Der Staat der arbeitenden Menschheit!

Peter Rainer sah die prächtigen Anlagen der neuen Welt. Er sah diese immergrüne Blumenwiese, darunter sich die Riesengröße befand, er atmete diese frische, reine Luft, sah in der Weite die hohe Burg der Staatsmacht prangen und seine aufgeweckteste Seele beruhigte sich langsam. Ja, er träumte nur, dieses gräßliche Geipenst der alten Zeiten noch irgendwie in sein Hirn...

Aber da, da ist alles so schön! Wirklichkeit!

„Dieses Dasein ist wertvoll“, flüsterte er.

Dann kehrte er in den Kreis seiner Familie zurück.

Wie hier alles so schön war! Das Haus. Die leuchtenden Fächerwände. Der Dachgarten. Die Kinder kamen eben von der Universität nach Hause. Wie lustig! Wie lustig!

Der Signalapparat kündete mit seinem melodischen Klingeln die zweite Nacht an...

Stumm!

Er erwachte. Auf dem Tisch mitten im Zimmer rasselte mit unangenehm schrillen Tönen die Uhr. Das untröstliche graue Morgenlicht froh mühselig durch die schmalen Fenster in das Zimmer und beleuchtete mit seinem müden Schein die spärlichen Möbelstücke.

Mit verwunderten Augen sah Peter Rainer um sich. Wo ist das helle, gesunde Morgenlicht? Wo die Bequemlichkeiten des neuen Lebens? Grauer Morgenmorgen... regnerisch... Die müde, schlafende Frau neben ihm... Diese Zimmerluft, schwer von den Ausdünstungen der Schlafenden...

Er lag noch eine Weile mit offenen, starren Augen. Dann hörte er, wie eine Straßenbahn laut und schrill vor dem Hause vorbeifuhr. Da sprang er auf, wusch sich, zog in hastender Eile seine Kleider an, nahm seinen Koffer, den seine Frau am Abend zurückgestellt hatte, und geräuschlos, um die schlafende Frau und Kinder nicht zu stören, ging er mit wehem Herzen...

Es begann wieder ein Tag von jenen Tagen, die einander klammernd sein Leben bildeten. Aus diesen gleichgültigen, gleichmäßigen Tagen setzte sich sein Dasein zusammen, in dessen Mittelpunkt ein freundloses, großes, lärmiges Gebäude steht, wo er seine Jugend opferte, seine besten Kräfte für Pfennige einwechselte, die

fabrik: Die Menschenmühle!

Die Ohrfeige

Die Galleria Vittorio Emanuele in Mailand ist die größte Kaufhalle unseres Erdteils. Sie sieht aus wie eine Straßenzugung, über die man ein Dach gespannt hat. Ein gewaltiges Dach, dessen Rippel sich 48 Meter hoch über dem Schwimmel lausender und flasierender, schwanzender und hastender Menschen erhebt. Sie stammt noch aus dem vorigen Jahrhundert, aus der Zeit, als die Rechner die ersten Versuche machten, dem neuen Baustoff Eisen neue Formen abzurufen und ihn neuen Zwecken zuzuführen, und ist im Stil einer von allem Nebenwärtlichen noch nicht ganz gereinigten Sachlichkeit erbaut, an dem selbst das vermoderte Auge unseres Jahrzehnts noch nicht viel auszuweisen findet.

Es wandelt sich gut auf dieser überdachten Straße und an den kleinen Tischen der Cafés und Restaurants, die hier stehen und keinen Regen zu fürchten haben, sieht es sich angenehm. Gibt man unter der Kuppel, hat man nach viel Richtungen freies Blickfeld. Auf der einen Seite öffnet sich die Halle zum Domplatz, den man eben in diesen Wochen aufgerissen hat, um ihn neu mit Pflast zu bepflanzen und die Straßenbahnlinien, die bisher hier mündeten und die hier ihren Anfang nahmen, zu verlegen. Auf der andern Seite fällt der Blick auf den Platz vor der Scala, auf dem das Denkmal jenes alten Graubarts errichtet ist, der vor einem halben Jahrtausend schon begann, Flugzeuge und Kriegsmaschinen zu konstruieren, deren Verwirklichung erst unsere Tage mit Wollust und Schrecken sahen. Leonardo da Vinci beehrte diesen Platz. Das rätselvolle Lächeln der von ihm gemalten Mona Lisa, die dramatische Bewegtheit des Abendmahls im Kloster Maria della Grazie stehen vor mir, da fällt plötzlich ein lautes Knallen in mein Ohr. So, als ob jemand eine Ohrfeige bekommen hätte, deren Schall durch die Resonanz der hohen Halle verstärkt wurde. Ich schreie auf und sehe, daß sich ein Auflauf bildet. Wieder höre ich es knallen. Neugierig folge ich dem sich entfernenden Haufen zusammengelaufener Menschen. Erhe ich ihn jedoch erreicht habe, sehe ich, daß aus allen Fenstern und Türen heraus Frauen und Mädchen blicken, die begeistert in die Hände klatschen. Ebbwa-Rufe erfüllen die Luft und nun erkenne ich auch, daß das Knallen, das die hohe Halle immer wieder erfüllt, nicht von Ohrfeigen, sondern vom Beifall der klatschenden Menge herrührt, jehe, daß dieser Beifall einem Offizier gilt, der in leuchtender Uniform an der Spitze dieses sich spontan gebildeten Zuges geht und der immer wieder die Hände erhebt, um denen, die ihm zujubeln, zu danken. Nun fallen mir auch die zahllosen Bilder wieder ein, die in fast jedem Schaufenster dieser Stadt und dieses Landes ausgehängt sind und ohne daß einer mir es sagt, weiß ich, daß es ein Teilnehmer der Unglücksfahrt Nobilis ist, dem dieser Jubel gilt. Einer von jenen ist es, die zwischen Hoffnung und Verzweiflung, freudig und hungernd in der Eismühle aufhielten, bis auch für sie die komm noch erwartete Stunde der Erlösung kam.

Als der Auflauf sich verzogen, blieb ich vor einem Schaufenster stehen und sah mir noch einmal die Bilder dieser Expedition an, die sinnlos das Leben einiger der edelsten Menschen gefordert hat. Doch wie ich die bekannten Bilder, die ja alle schon in den Zeitungen zu sehen waren, genau betrachte, fällt mir auf, daß ein Bild unter diesen Bildern fehlt. Fällt mir ein, daß ich in dieser Stadt, die jeden Teilnehmer der Unglücksfahrt feiert wie einen Helden, nicht ein einziges Mal das Bild dessen sah, der sein Leben einlegte für die Opfer einer Torheit und der dieses Leben hingab für sie, die gerettet wurden und gefeiert werden. Das Bild Anundsens fehlte. In keinem Fenster habe ich es gesehen. Nicht in dieser Stadt, nicht in diesem Lande. Hatte ich mir vorher nicht viel dabei gedacht, so achtete ich in den folgenden Tagen darauf und als ich die Gewißheit hatte, wußte ich, daß das Knallen, das ich in der Galleria Vittorio Emanuele gehört, doch zu einer Ohrfeige gehörte. Einer Ohrfeige, die das Gewissen der Welt bekam.

Erich Grisar

Im Arbeiterviertel früh um fünf

Brandendes, fräulendes Bebenwollen (sich durchsetzen gegen private, nur auf Profit eingestellte Wirtschaftsordnungen) wohnt im Arbeiterviertel. Heute bei fünf und verfolgt die Arbeitenden, bis sie (ermattet durch kraftüberanstrengende Arbeit) unwillkürlich auf ihr Nachschlafen niederfallen. Der Schlaf ist diesen arbeitenden Leuten verweigert — begonnen und vorbei, ehe die Ruhesten sich ihrer Ruhe bewußt werden: schrill-fröhliche, metallene Bedränge oder eiserne geordnete Gewohnheit paffen bereits vor Tag ihre Sinne. Spornen sie zu neuem Schaffen und Gestalten. Sie springen (aufgejagt) vom Lager; wischen ihre schlafmüdernden Augen. Der neue Tag ist da. Für sie! Der neue Arbeitstag!

Das ist früh um fünf! Licht nach Licht entzündet sich (gelb) qualem, überhitzt vom grauen Tag. Zu zehn Lichtern gesellen sich ausflammend hundert. Zu tausenden gehäufte. Die ersten Fenster öffnen sich (Frauen sehen hinaus, prüfen das Wetter), dann Haustüren: Die Arbeitenden scheitern aus!

In dem Zusammenklang ihrer vielen (nicht zu zählenden) schmerzenden Schritte liegt ungeheuerliche (aufgeballte) Macht! Doch sofort auch erkennt man, wenn die Arbeitenden, in Gruppen zu hunderten oft, die Straßen abschreiten hin zu ihren Arbeitsplätzen (hinter schwarzen oder gläsernen Türen), die schweißeltraumen oder feingefurchten Hände an den Seiten, ihr soziales Gebundenheit. Sie sind das dumpfe Meer des Grundes. Und nicht Alas, sie tragen den Erdball! Sie tragen die Öffentlichkeit. Weit allem Drum und Dran.

Wehr aber vertritt man den quellenden Zusammenklang ihres Bruders. Bruder du und Bruder du (vor mir, neben mir, hinter mir), das gibt ein anstößiges Schreien: (sternen) weit entfernt von der ragediebigen Geheimlichkeit des Schlafens. Nichts ist so fürchten — als die eigenen Herzen! (Und die aufrichtigen Schwindelzeiten des Unternehmerrums.)

Kaffeebüchsen tragen sie auf den Buckeln. Brot in ihren Fäpben; in den Holzmägen. Das trappelt Straße um Straße entlang. Lagerwart: Stollen, Höpfen, Eisenbahnen, Laboratorien, Marktburden und Warenhäuser, ferne Büros, Konzerenzen, Neubauten warten, Autos in ihren Garagen, Pferde in dunkigen Ställen, draußen die Kleingärten — vor der Stadt.

Das freilebende Leben! Sie stehen in seiner Mitte! Sie haben und formen es! Bändigen es (mit verflissenen Gedanken) mit Gefallen am Werk: durch Geist und Kraft und Ausdauer! Im Rücken ihre mächtigen Organisationen! Denen sie fest vertrauen. Wie erwachene Söhne hüfereichen Mütter.

Ihr Gang ist Eifen und Köhle und Stahl! Ihre Schritte sind Sandstriebe, sind Überlegungen, Zahlen, Striche, Nummern. Sind (unhaltbare, dumpfe Gebundenheit — und starker (herber, glühender) Wille zur eigenen Auferstehung. Sind nur Pred: ohne Überflüssigkeiten! Spoti spielt (scharf) um ihre Rippen beim Anblick des Nichtstuns. Ihre (dünnen) Fäpben hängen meist offen. Morgenfrische tut ihnen wohl! Macht sie gelenkig und klar. Löst den (seht) störenden Schlaf auf in vollendetes Wachen.

Und die Weiterführenden (die keine Minute zu werden ruft) — empfinden die lauten Schritte der zur Arbeit Gehenden (grauam) lästig. Und sie finden erst wieder (unmüde, schlafige) Ruhe, wenn die Schritte verstummt sind hinter Türen. Wenn das Lagerwerk der Arbeitenden begonnen hat. Denn das Lagerwerk der früh um fünf Schreitenden bringt Verdienst und Profit... (Bedeutet ihnen Erhalt und ihres gütigenden Lebens!) Heinrich Gausgen

Der gewaltigste Geysir

Seit im vorigen Jahre die vulkanische Tätigkeit überall auf der Erde angenommen hat, zeigt auch der gewaltige Geysir im Yellowstonepark der USA eine sehr lebhaft Tätigkeit. Alle 15 bis 20 Sekunden spießt dieser Geysir während drei bis vier Stunden gewaltige Massen kochendes Wasser bis zu Höhen von 20 bis 30 Metern aus. Er ist ein Titan unter den Spritzen des Erdballs. Sein Krater bildet eine riesige Ellipse von etwa 20 Meter Breite und 40 Meter Länge. Zwischen den einzelnen Auswurfzeiten liegen Pausen von jeweils 24 Stunden. In dieser Ruhezeit wird der Auswurfstand ganz trocken, bis dann mit gewaltigem Getöse ein neuer Riesenschwall hervorbricht. Sowohl das Ende als auch der Anfang eines Ausbruchs treten ganz plötzlich ein.



Verbandsleben



908409 Mitglieder

Der Deutsche Metallarbeiter-Verband ist der Riese der internationalen Gewerkschaftsfamilie. Diese Tatsache gilt heute noch mehr denn je. Nach der jüngsten Abrechnung unserer Hauptkasse zählte der Verband am Schluß des dritten Vierteljahres 908 409 Mitglieder. Das ist gegen das zweite Vierteljahr ein Mehr von 26 424. Diese Zunahme ist um so bedeutsamer, als in diesen drei Monaten die Wirtschaftslage mancherorts zu wünschen übrig ließ. Daß besonnengeachtet 26 000 Mitglieder gewonnen wurden, ist ein prächtiger Beweis für das Ansehen, wie die Anziehungskraft unseres Verbandes als auch für die Werbetätigkeit der Kollegen allerorts.

26 000 neue Mitglieder in einem Vierteljahr! Das klingt so einfach für uns, die wir an große Zahlen gewöhnt sind. Dieser Vierteljahrgewinn aber ist mehr, als viele Gewerkschaften überhaupt an Mitgliedern haben. Die überwältigende Mehrheit der Gewerkschaften der Welt würde froh sein, wenn sie nur jobiel Mitglieder zählte, als wir in diesem einen Vierteljahr aufgenommen haben. 26 000 neue Mitglieder mag wenig sein für uns, den größten Verband der Welt. Allein, auch vom größten Verbands müßte die 26 000 Mitglieder, eins nach dem andern, angehalten, aufgesucht, überzeugt, für den Verband gewonnen werden. Und die mühselige Arbeit des Überzeugens und Gewinnens müßte bei einer viel größeren Zahl verrichtet werden, um bei 26 000 erfolgreich zu sein. Das ist ein gewaltiger Ertrag unserer Werbetätigkeit, die, getoß, erleichtert wurde durch das hohe Ansehen wie die Anziehungskraft unseres Verbandes.

In den drei Vierteljahren von 1928 ist unsere Mitgliederzahl von 869 618 auf 908 409 oder um 38 791 gestiegen. Es ist nichts zu sehen, was auf eine Verlangsamung der Zunahme schließen ließe. Im Gegenteil. Am nächsten Jahreswechsel tritt die Invalidenunterstützung unseres Verbandes in Kraft. Sie wird, das sind wir gewiß, als frischer Antrieb zur Mitgliederwerbung und besonders der Mitglieder erhalten. Denn sie bringt den Metallarbeitern noch mehr zum Bewußtsein, daß der Deutsche Metallarbeiter-Verband ihr Schutz und Schirm in allen Nöten des Lebens ist, ein mit der Mitgliedsdauer wachsender Schutz und Schirm. Je länger im Verband, desto nachhaltiger die Hilfe. Dies kann, dies muß die Treue der Mitglieder erhöhen, ihre Zahl steigern, den Ertrag der Werarbeit mehren. Und in nicht geringfügigem Maße werden wohl, wie man erwarten kann, auch unsere „lieben Freunde“, die Unternehmer, dafür sorgen, daß immer mehr Metallarbeiter die Notwendigkeit, sich zu organisieren, erkennen und entsprechend handeln.

So hat denn der Deutsche Metallarbeiter-Verband alle Ursache, hoffnungsfreudig zu sein. Für ihn ist der neue Mitgliederzuwachs eine Quelle neuen Gewinns. Für ihn bedeuten die neuen Kampfgenossen eine Förderung der Werbetätigkeit, eine Mehrung der Kampfkraft, eine Bürgschaft erhöhten Erfolges in dem Ringen um mehr Freiheit, Brot und Wohlfahrt. Angeht's alles dessen ist die Annahme berechtigt, daß wir bald auch die Mitgliederzahl erreicht haben werden.

Eine Million Mitglieder! Das sei jetzt nur unsere Forderung, unser Streben, unser nächstes Ziel.

Der Mann mit der Stoppsuhr

Unter dieser Überschrift steht in Nr. 41 der Metallarbeiter-Zeitung ein fesselnder Aufsatz. Er ist wert, daß dazu Stellung genommen wird. Es sollte überhaupt ein regerer Gedankenaustausch in unserer WZ stattfinden (richtig! Schriftl.). Die Kollegen müßten mehr von ihren Betrieben schreiben (Zweimal richtig! Schriftl.), die Gedanken zusammennehmen und nicht so in den Tag hineinreden. Neben, wie der Schnabel gewachsen ist, schreiben wie man denkt.

Nun zu dem Aufsatz über die Stoppsuhr. Welcher Arbeiter kennt es nicht, das niedrige, kleine Ding, das dem Unternehmer so nützlich ist? Der Arbeiter, der das niedliche Ding noch nicht kennt, kann froh sein, aber lange wird es wohl nicht dauern, so wird er es auch kennenlernen. Der Verfasser des erwähnten Aufsatzes scheint nicht vergessen zu haben, was Arbeit ist. Aber sind denn alle so? Leider wissen mindestens 90 v. H. von den Stoppsuhrmenschen — so werden sie bei uns genannt — nicht, daß sie auch bloß Arbeiter sind; denn die müssen ja ebenfalls arbeiten, um leben zu können. Es ist zu begreifen, daß es noch Stoppsuhrleute gibt, die den Arbeiter als Menschen achten und nicht bloß als Arbeitskraft. Weil eben die meisten der Stoppsuhrmenschen den Arbeiter nicht als Mensch betrachten, deshalb haben wir Arbeiter gegen sie ein Mißtrauen. Kann man aus das verstehen? Haben wir denn eine Bürokratie, daß der Stoppsuhrmann seine Sache auch richtig macht? Wir müssen eben glauben, was er gekloppt hat.

Der Verfasser des Aufsatzes sagt, daß der Arbeiter heute ein Mißverständniß habe. So genau wollen wir die Sache nicht wissen, gewiß, mitreden können wir, aber mißverstehen? Das steht wo anders geschrieben. Heute ist es doch so, daß man bei denen, die ihr Recht haben, Mittel und Wege findet, um sie auf die Straße zu bringen. Dagegen kann auch der Betriebsrat nichts machen. Schließlich sagt er nur: Es ist ja sehr bedauerlich, daß der auf der Straße liegt, aber machen können wir dagegen nichts! Sind denn denn auch eigentlich die Stoppsuhrmenschen oder die Stoppsuhrnützlich? Es würde da gewiß von Unternehmern eine ganz andere Meinung herrschen, die Nationalisierung des Betriebes erfordert es. Durch die Stoppsuhr wird jedoch nur die Stellung des Arbeiters nationalisiert. Wir verlangen aber, daß der gesamte Betrieb nationalisiert wird. Oder kann man es als nationalisiert bezeichnen, wenn in einem Betrieb, wo täglich 10 000 Zentner Kohle verbraucht werden, 90 v. H. davon mit der Hand abgemessen werden? Von den anderen Transportverhältnissen ganz zu schweigen. Hier müßte das Nationalisieren einleiten. Aber das kostet Geld. Da nationalisiert man eben mit der Stoppsuhr, das ist einfacher und billiger. Der barmherzige Arbeiter läßt es sich ja gefallen. Er läßt sich ja schließlich noch mehr gefallen, je mehr und mehr, damit er es nicht so sehr merkt.

Der Verfasser des Aufsatzes teilt die Arbeiter in drei Klassen. Hierzu mag ich ihm recht geben. Für uns Arbeiter wäre es ein großer Vorteil, wenn die Klassen 1 und 2 aus den Betrieben vertrieben, besonders die Klasse 2. Diese hat schon manches Unheil angerichtet und wird wohl auch noch manches anrichten. Sie sind dem Unternehmer die besten Leute. Sie als Kollegen anzusprechen, fällt einem schwer.

Weiter führt der Verfasser des Aufsatzes an, daß der Unternehmer seinen Herr-im-Reich-Standpunkt im Laufe der Zeit angestrichen habe. Wenn das der Fall in dem Betriebe ist, wo der Verfasser tätig ist, so ist es ein Mißverständnis. Ich glaube aber, in den meisten Betrieben wird das nicht der Fall sein. Den Schlußsatz: „Der Arbeiter hat darauf zu bestehen, daß ihm Recht wird“, wollen wir doppelt unterstreichen in der Hoffnung, daß die Zeit bald kommt, wo uns Arbeitern Recht wird.

Deutsch-französischer Arbeiter-Austausch.

Im Reichsarbeitsblatt (Nr. 29) wird ein Abkommen zwischen der deutschen und der französischen Regierung über den Austausch von Arbeitern oder Angestellten veröffentlicht. Das Abkommen ist in dem Bestreben, die berufliche und sprachliche Fortbildung deutscher und französischer Arbeiter zu fördern, geschlossen worden. Von den Bestimmungen des Abkommens seien die wichtigsten wiedergegeben: Die Zahl der Zulassungen, die an männliche und weibliche Angehörige unter 30 Jahren jedes der beiden Staaten erteilt werden, darf jährlich 600 nicht übersteigen. Die Arbeiter können zu den zuständigen Stellen nur dann zugelassen werden, wenn die Unternehmer, die sie beschäftigen wollen, sich gegenüber diesen Stellen verpflichten, die Personen nach Tarif oder, wo keine Tarife bestehen, nach den orts- und berufsüblichen Sätzen zu entlohnen. Andernfalls müssen die Unternehmer sich verpflichten, die Tätigkeit der Arbeiter nach ihrem Wert zu vergüten. Die Vereinbarung bleibt bis zum 31. Dezember in Kraft. Sie verlängert sich stillschweigend um ein weiteres Jahr, sofern sie nicht durch einen der beiden Staaten vor dem 1. Oktober für den Schluß des Jahres gekündigt wird.

Die Zahl der Zulassungen (500) verteilt sich bis auf weiteres auf die deutschen Arbeiter wie folgt:

1. für das Hotel- und Gastwirtschaftpersonal etwa 200 Zulassungen;
2. für kaufmännische und technische Angestellte etwa 220 Zulassungen;
3. für Facharbeiter etwa 80 Zulassungen.

Die Anträge der deutschen Arbeiter sind an das zuständige örtliche Arbeitsamt zu richten. Hierfür sind besondere Vorbrüche für die oben bezeichneten Berufsgruppen zu benutzen. Das Arbeitsamt prüft, ob die Voraussetzungen der deutsch-französischen Vereinbarungen vorliegen und leitet den Antrag an das Landesarbeitsamt weiter. Stimmt das Landesarbeitsamt dem Antrage zu, so geht er über die deutsche Austauschstelle — alle Berufsgruppen ausschließlich des Hotel- und Gastwirtschafts an das Arbeitsamt Köln, für das Hotel- und Gastwirtschafts an das Landesarbeitsamt Südwestdeutschland, Baden-Baden — an die französische Zulassungsstelle. Sobald die Entscheidung dieser Stelle vorliegt, wird der Bewerber von der deutschen Zulassungsstelle benachrichtigt.

Dieses Abkommen zwischen den beiden Regierungen ist sehr zu begrüßen. Der Austausch junger Hand- und Kopfarbeiter trägt nicht nur zur sprachlichen und beruflichen Fortbildung bei, sondern auch zum Nährkommen der beiden Völker.

Änderung der Zahlungsart?

Als Lohnzahlungstermine für die Arbeiterkassen gelten die letzten Tage in der Woche. Professor Girich macht nun den Vorschlag, die Zahlungsart der Industrie über die ganze Woche zu verteilen. Dies wurde damit begründet, daß durch die regelmäßige Spende am Wochenende in den Handelsbetrieben eine starke Belastung hervorgerufen wird. Der gesamte Betriebsapparat, namentlich des Einzelhandels, erfährt dadurch eine hohe Beanspruchung an einzelnen Tagen, während in den Anfangstagen der Woche ein kostenloser Leerlauf zu verzeichnen ist. Die Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels hat diesen Vorschlag aufgegriffen und will sich in nächster Zeit mit den in Frage kommenden Stellen in Verbindung setzen, um die Durchführung des Vorschlages zu erreichen. Auch von den Konsumvereinen dürfte dieser Vorschlag unterstützt werden. Es ist nicht zu leugnen, daß ein Kern von Beschäftigten darin verborgen liegt. Demgegenüber ist aber darauf aufmerksam zu machen, daß wichtige Verbrauchsgüter in der Regel am arbeitstagen Sonntagabend nachmittags geliefert werden. Wird der Lohnzahlungstermin auf den Anfang der Woche gelegt, so kann es passieren, daß am Sonntagabend oder Sonntag sich nicht mehr vorhanden ist. Daraus kann man bei arbeitenden Bevölkerung keinen Vorwurf machen. Der Wochenlohn reicht in der Regel nicht her und nicht hin. Wenn ihn der Arbeiter ausbezahlt erhält, wird in der Regel das Notwendigste, namentlich an Nahrungsmitteln, sofort angeschafft. Dadurch bekommt die Kasse schon ein großes Loch. Was dann noch vorhanden ist, verteilt sich auf die einzelnen Tage und am Sonntagabend oder Sonntag ist bereits wieder Etwa im Geldbeutel der Arbeiterfamilien. Diese Tatsache ist bei der Durchführung des Vorschlages nicht außer acht zu lassen. Zugleich würden wir den Plan unterstützen, wenn nur irgendwie eine Möglichkeit dazu bestände.

Die Raubhunde abgebrannt

Auf der Zeche Dorfheid in Dortmund waren von der Firma W. 12 Schloffer und Montagenarbeiter mit dem Vize von Rohleutungen und Entschärfungen beschäftigt. Ihre Arbeitskleidung hatten sie in einer Kammer abgelegt, die im November 1927 abgebrannte. Die Arbeiter verloren dadurch ihre Kleidung, die Papiere und auch größere Geldbeträge. Sie verlangten daher von der Firma eine Entschädigung. Die Firma lehnte aber jedes Entgegenkommen ab. Für die geschädigten Arbeiter war der Verlust noch besonders deshalb unangenehm, weil er an einem Sonntagabend eintraf, wo die Arbeiter bessere Kleidung angezogen hatten, weil sie nach Beendigung der Arbeit noch Einkäufe machen wollten.

Die Arbeiter klagten am Arbeitsgericht und machten die Firma für den Verlust haftbar. Sie sagten, die Raubhunde sei nicht genügend beaufsichtigt und von Unbefugten leicht zu öffnen gewesen. Außerdem habe der Vize der Arbeiter die Raubhunde entführt zum Rohleutungen aufgeschloßen. Die Raubhunde gefährdet. Ein Arbeiter hatte vor dem Brande darauf hingewiesen, daß nicht so stark geheizt werden dürfe. Daß die in geringen Mengen gelagerten brennbaren Stoffe wie Petroleum und Schmieröl dem Brande gute Nahrung boten, wurde gleichfalls bemängelt.

Das Arbeitsgericht Dortmund entschied zugunsten der Arbeiter, und zwar zunächst über die grundsätzliche Bedeutung. Über die Höhe des Schadens sollte nach genauer Prüfung der im Verlust geratenen Gegenstände und Sonderbeurteilung entschieden werden. Dieser Entscheidung wurde am 18. September gefolgt. Er brachte den vier Arbeitern Schadenersatzbeträge von 67, 120, 141 und 164,50 M. So konnten die Arbeiter mit Hilfe ihrer Organisation wenigstens einen größeren Teil ihres Schadens gedeckt erhalten.

Warnung vor holländischen Werbern

Die Glühlampenfabrik Philips in Eindhoven (Holland) sucht ständig im Ausland und vor allem in Deutschland Arbeiter, billige und willige natürlich, und sie stellt als hoher Lohn in Aussicht. Sie zieht von unseren Kollegen heimlich ab, sollte er unbedingt sich erst bei unserem holländischen Fremdenverkehr — Niederländische Arbeitsvermittlungsbüro, Amsterdam, Fremdenbureau 21 — erkundigen, damit es keinen Reizfall gibt.

Sprache

Das Talent. Der Junge hat Talent, er ist ein Talent. Solche Sätze sind uns ganz geläufig, ohne daß wir Näheres über das Fremdwort Talent zu sagen wissen. Der Gelehrte weiß aber, daß bei den alten Griechen ein Talent eine gewisse Summe Geld bedeutete, die nicht ausbezahlt, nur abbezogen wurde; dies geschah natürlich auch nicht im täglichen Leben, der im Altertum sich etwas mit Gold besorgen zu lassen machte, wie in der Gegenwart. Man rechnete nur nach Talent, wie heute der Engländer nach Pfund. Eigentlich war ein Talent eine Waage, dann das Gewicht, ein Gewicht und weiterhin diejenige Summe, entsprechende Menge edles Erz. Bei Homer wird

Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern: S.-A. 62841, 62842, 62843

Mit Sonntag dem 11. Nov. ist der 46. Wochenbeitrag für die Zeit vom 11. bis 17. November 1928 fällig.

Ausgeschlossen wird nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag der Verwaltungstelle Regensburg i. Bayern:
Der Schloffer Martin Seidl, geb. am 11. November 1886 zu Poikam (Bayern), Mitgliedsbuch Nr. 5,076 149, wegen Nichtabrechnen von Beitragsmarken.

Gestohlen wurde:

Mitgliedsbuch Nr. 5,546 572, lautend auf den Schloffer Richard Eichhorn, geb. am 7. März 1909 zu Röhren. (Röhren.)

Gänzlich werden Anfragen einzelner Mitglieder an den Vorstand gerichtet über Angelegenheiten, die ihre Erledigung leicht durch die zuständige Ortsverwaltung finden können. Weithin ist diesen Zuständigkeiten ein Ausweis über die Mitgliedschaft nicht beigefügt, der unbedingt erforderlich ist, wenn auf eine Verantwortung gerechnet wird. Die Mitglieder sollten sich stets zunächst an die Ortsverwaltung wenden.

Stuttgart, Adelsstraße 16.

Der Vorstandsvorsitzende.

Zur Beachtung! • Zugug ist fernzuhalten:

von Drechern und Sichern nach Graß (Andriker Maschinenfabrik A. G.)
von Werftarbeitern nach allen Werkstätten im Nord- und Ostseegebiet St.

S. = Lohnbewegung; D. = Differenzen; v. St. = Streit in Sicht; St. = Streit; M. = Maßregelung; Mi. = Mißstände; A. = Ausfertigung. Arbeitende Mitglieder sind verpflichtet, auch wenn der betreffende Ort nicht in der Zeitung genannt ist, Entschädigung bei der zuständigen Ortsverwaltung oder, wo eine solche nicht besteht, beim Vorstand einzuholen. Das Schriftstück ist von der Verwaltung, der das Mitglied zurzeit angehört, zum Ausweis der Mitgliedschaft abzustempeln zu lassen.

unter Talent eine kleine Menge goldener Geräte und Schmuckstücke von bestimmtem Gesamtgewicht verstanden. Ein Talent Silber war etwa 4700 M., das Goldtalent das Zehnfache, doch schwankte der Wert in den verschiedenen Zeiten. Uns, die wir mit Schiller von schwandelnden Charakteren sprechen, ist ein schwandelndes Talent sinnlos; für uns ist Talent lediglich von der Natur zugeteilte Geistesgabe, Kunstgeschick; wir haben den einstigen Begriff völlig aufgegeben, dafür lassen wir mit Goethe ein Talent sich in der Stille bilden. Der Bedeutungsübergang hat sich erst im 17. Jahrhundert vollzogen, wohl unter Einwirkung des französischen Talant; doch konnte man noch 1750 schreiben: „Der Herr hat dem einen ein Talent verliehen, ein anderer hat etwa nur ein Schillinggroßchenstück bekommen.“ Der Gegensatz sagt das Wort Talent nach seinem Geldwert, der Gedanke geht aber auf die geistige Begabung wie in der Gleichniserzählung der Evangelisten. Matth. 25, 15 hat der gute Knecht nach der Ursprache mit den anvertrauten Talenten gewuchert; Luk. 19, 10 legte Luther für das griechische Wort (Mine) das Weinrot Pfund ein, weil dieses seinerzeit noch als Geldeinheit vertraut war; daher haben wir noch die Wiedensarten: mit seinem Pfunde wuchern; der in Schillers Räubern zuerst auftretenden Wendung sein Pfund vergaben wohnt dieselbe Bedeutung inne; Müder (Geharn. Sonette) sagt trefflich: Der Mann ist wider, der, sein Pfund benutzend, zum Dienst des Vaterlandes leht seine Kräfte. So hat seit Luther Pfund (vom latein. pondo, dem Gewicht nach) die Bedeutung geistigen Gutes, die im biblischen Sprachgebrauch das Wort Talent hat. (Deutscher Sprachverein.)

Schriftenschau

Die sozialen Organisationen und die Volkswirtschaft. Von Dr. F. Fiedler. Eine sozialökonomische Studie über die Entwicklungsmöglichkeiten der Arbeitergewerkschaften und Arbeitgeberverbände. 260 Seiten. 6 M. Verlag Karl Zwing, Verlagsbuchhandlung, Jena. Die Gewerkschaftsorganisationen haben erneut gezeigt, daß die Gewerkschaften weit über ihre ursprünglichen Aufgaben hinausgewachsen sind und immer mehr zur wichtigsten Triebkraft in der gesamten Sozialwirtschaft werden. Von den sozialen Organisationen sind die Arbeiter- und Angestellten-Gewerkschaften die anerkannt großen treibenden Kräfte im sozialen Entwicklungsprozeß. Dies erkennt auch der Verfasser in der vorliegenden Neuerscheinung an und stellt Arbeitergewerkschaften in den Vordergrund seiner Betrachtungen.

Aus dem Leben eines Arbeiterkindes von Henry Schumacher. Band 9 der Jugendbücher der Neuen Gesellschaft. Kart. 75 Pf., Ganzleinenband 1,75 M. Dies Buch ist Bekenntnis und Anlage. Ein Bekenntnis von der Not proletarischen Lebens, ein Bekenntnis von den beiden proletarischen Ständen. Selbstlebens und dichterisch Gedichtet bereiten sich hier zu einer erschütternd gleichartigen Darstellung.

„Geschlecht und Gesellschaft“ von Helmut Wagner. Urania-Verlagsgeheimnis m. b. H., Jena. Broch. 1,50 M., in Ganzleinen 2 M. Vorgangsausgabe 2,75 M. Das Buchlein beginnt mit einer Kritik der herrschenden Zustände auf dem Gebiete des menschlichen Sexuallebens. Aus der Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung heraus verjagt es unter Aufzeichnung der Verlogenheit der bürgerlichen Gesellschaft und der in den Nachvorgängen ihres Staates verankerten brüderlichen Moral, zukunftsweisend die Formen einer gesellschaftlichen Regelung der sexuellen Beziehungen der Menschen und aller damit verbundenen Fragen im Sozialismus, der Gesellschaft der Zukunft, abzuheben.

Staubgefährdung und Staubschädigungen der Metallindustrie insbesondere der des bergischen Landes. Von Land.-Gewerbeamt Dr. Teich, Medizinalrat Dr. Lochtemper, Dr. Fritz Rosenthal-Deppen und Gewerberat Dr. Adolf Arbeit und Gesundheit. Schriftreihe zum Reichsarbeitsblatt. Herausgegeben von Prof. Dr. Martinec, Heft 9. Über 200 Seiten. Klein mit 44 Abbildungen und zahlreichen Tabellen. Preis 14 M. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61. Die Frage der Staubgefährdung der Lunge beschäftigt gegenwärtig weite Kreise der Wissenschaft und Praxis. Waren es bisher vorwiegend die englisch sprechenden Länder, die sich mit dieser Frage beschäftigten, so wird jetzt auch in Deutschland eifrig auf diesem Gebiet gearbeitet. Einen wichtigen Beitrag zu dieser Frage bildet das vorliegende Buch, in dem die Ergebnisse der sehr eingehenden Untersuchungen veröffentlicht werden.

Borrichtungsbau. Von F. Grünhagen. Dem vor einiger Zeit erschienenen 1. Teil ist jetzt der 2. Teil gefolgt. Er umfaßt Typische Einzelborrichtungen, Gemeinborrichtungen, Vollständige Borrichtungsbau mit Borrichtungen, Spannborrichtungen für Rund- und Langbearbeitung usw. Ein sehr beachtenswertes Buch. Preis 2 M. Verlagsbuchhandlung Julius Springer, Berlin W 9, Sinfir. 23/24

Wie steht es mit der Autoindustrie?

In der deutschen Automobilindustrie kriselt und brodelte es. Nach der Währungsstabilisierung hat der Bestand an Kraftfahrzeugen in Deutschland von Jahr zu Jahr steigend zugenommen. Am 1. Juli dieses Jahres wurde in Deutschland ein Gesamtbestand an Kraftwagen von 933 312 festgestellt. Hieraus ergibt sich, daß um die Mitte dieses Jahres auf rund 68 Personen ein Kraftfahrzeug entfiel. Das ist eine gewaltige Zunahme angesichts dessen, daß im Jahre 1924 erst auf 321 Einwohner ein Kraftwagen entfiel. In den in Deutschland laufenden Kraftwagen haben ausländische Erzeugnisse einen nicht geringen Anteil. Ausländischen Ursprungs waren bei den Personenkraftwagen 19,8 vH, bei den Lastkraftwagen 18,4 vH, bei den Krafttraktoren 11 vH und bei den Zugmaschinen 23,7 vH. Der ausländische Wettbewerb vermochte sich also trotz des hohen Wertzolls in Deutschland durchzusetzen. Der durchschnittliche Wertzoll betrug im ersten Halbjahr 1928 35 vH und seit dem 1. Juli 28 vH.

Seit längerer Zeit wird versucht, die stark zersplitterte Automobilindustrie hierzulande zusammenzufassen. Angeregt wurde dieser Gedanke von den großen Erfolgen der amerikanischen Großunternehmen. Jenseits des Ozeans findet eine weitgehende Zusammenarbeit sowohl der Automobilindustrie als auch mit den Eisenwerken in Rohstoff und Zubehörtteilen statt. Diese Zusammenarbeit hat zur Bildung von riesigen Unternehmen geführt, die nicht nur in der Lage sind, den eigenen Markt zu versorgen, sondern auch noch einen erheblichen Teil ihrer Produkte auszuführen. In Deutschland liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Die Betriebs- und Gewerbebeziehung im Jahre 1925 stellte in Deutschland 235 Betriebe der Kraftfahrzeugindustrie fest. Diese verteilten sich auf die einzelnen Länder folgendermaßen: Preußen 130, Bayern 23, Sachsen 22, Württemberg 16, Baden 9, Thüringen 8 usw. Von der Gesamtzahl der durchschnittlich beschäftigten Personen entfielen 73 000 auf den Automobilbau und 7000 auf die Motorenfabrikation. In den 33 Fabriken der Bereifungsinstrumente wurden noch durchschnittlich 10 000 Personen beschäftigt. Die drei Jahre, die seit dieser Zählung verstrichen sind, haben unter den Fabriken ganz gewaltig aufgeräumt. Dennoch besteht noch eine Unmenge von Unternehmen, wenn auch die meisten als Produktionsbetriebe der Fahrzeugindustrie kaum noch in Betracht kommen. Die Automobilherstellung, soweit es sich um Personen- und Lastkraftwagen handelt, dürfte sich hauptsächlich auf 20 Firmen erstrecken. Für die Erzeugung von Personenkraftwagen kommen in Frage: Opel, Daimler-Benz, Adler, NSU, Wanderer, Horch, Panja-Loth, Gothaer Waggon, Eisenwerk und Brenndorfer. Bei den Lastkraftwagenfabriken sind die bedeutendsten folgende: Büssing, MAN, Mannesmann-Wulff, C. D. Magirus, Krupp, Opel, MAN, Dürkopp, Daimler-Benz und Adler.

Nun ist der Versuch gemacht worden, eine engere Verbindung der genannten Fabriken zustandzubringen. Eine Zeitlang wurde sogar von dem kommenden Autotrust geredet. Diese Idee scheint wohl endgültig zu Grabe getragen zu sein. Ganz abgesehen davon, daß es sich in der deutschen Autoindustrie vielfach noch um Familienbetriebe handelt, sind die Verhältnisse der einzelnen Unternehmen noch sehr verschieden. Die bedeutendsten Familienbetriebe sind Opel und Brenndorfer, die sich nicht so leicht in eine Gemeinschaftsgründung einreihen lassen. Opel dürfte ungefähr die Hälfte der deutschen Kraftfahrzeuge liefern, außerdem deckt er den Fahrradbedarf zum allergrößten Teil. Das kapitalmäßig größte Unternehmen ist die Daimler-Benz AG.

Bei einem möglichen Zusammenschluß spielen die Banken eine nicht unwichtige Rolle. Der Daimler-Konzern hat ungefähr 10 Banken, wovon die Deutsche Bank die Führung hat. Bei Adler und Panja-Loth ist die Danabank maßgebend beteiligt, während die NSU, Vereinigte Fahrzeugwerke AG. zum Kreis der Dresdner Bank gehört. Bei den großen Zusammenschlüssen, die in den letzten Jahren zustandegekommen sind — wir erinnern an die Zusammenschlüsse der Großeisenindustrie und der Schiffahrt —, haben die Großbanken eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Namentlich war es Jakob Goldschmidt, der Leiter der Danabank, der sich stark für den Zusammenschluß von einheitlich gerichteten Industrien eingesetzt hat. Auf ihn wurde die Hoffnung auch bei der Autoindustrie gesetzt. Heute dürfte die Lage so sein, daß Goldschmidt sich aus der Autoindustrie fast vollständig zurückgezogen hat.

Eine Zeitlang schien es, als wenn Jakob Schapiro der leitende Kopf des zukünftigen Autotrusts werden sollte. Aus dieser Hoffnung dürfte endgültig dahin sein. Schapiro kam aus dem Automobilhandel. Während der Inflation begann er Aktienpakete maßgebender Autounternehmen aufzukaufen. Der Anfang wurde bei den früheren Karosseriewerken Schebera AG. gemacht. Später drang er bei der NSU ein und vermochte ein großes Aktienpaket von Daimler-Benz an sich zu bringen. Des ferneren war er einige Zeit bei der MAN, bei der Gothaer Waggonfabrik und bei den Panja-Loth-Werken beteiligt. Schapiro verkoppelte die NSU mit den Dresdener Betrieben Panzer AG. und Kardeh AG. Diese Verbindung hat sich für erstere als ein großes Verlustgeschäft erwiesen. Die Finanzierung der NSU soll in der Weise vor sich gehen, daß die Dresdener Betriebe abgetrennt werden und eine fühlbare Aktienzusammenlegung erfolgt. Schapiro wird sich zu größeren Zuschlüssen bequemen müssen. Die Mittel dazu wurden ihm von den Großbanken durch die Beleihung seines 14 Millionen betragenden Paketes Daimler-Aktien zur Verfügung gestellt. Dadurch dürfte er flüssige Mittel in Höhe von 13 Millionen Mark erhalten haben. In Verbindung damit erfolgte eine große Kurssteigerung der Daimler-Aktien. Schapiro's Rolle in der Automobilindustrie wird mit diesen Vorwommnissen ausgepielt sein.

Auf welche Weise nun ein Zusammenschluß der Autoindustrie erfolgen soll, ist nicht erkennbar. Die Familienbetriebe Opel und Brenndorfer verhalten sich nach wie vor ablehnend. Die Horch-Werke haben mit ihrem neuen 8-Zylinderwagen einen ziemlich großen Erfolg errungen. Sogar auf den Ausstellungen in Amsterdam und Paris wurde dem Horch-Wagen große Beachtung geschenkt. Diese Werke dürften kaum noch Lust verspüren, in einem Gemeinschaftsverband unterzugehen. Die NSU leidet noch heute an den Fusionsverlusten, die sie durch den Zusammenschluß mit Protos und Presto erlitten hat. Auch die Panja-Loth-Werke beginnen durch die Entwicklung neuer Typen ihre eigene Position zu kräftigen. Die Adler-Werke verhalten ebenfalls keine Neigung zur Verschmelzung. Es ist also so ziemlich alles beim alten geblieben. Mögliche Umwälzungen und Zusammenschlüsse werden nur durch das freie Spiel der Kräfte erzwungen werden.

Eine gewisse Triebkraft zur Konzentration ging noch von den neugebildeten Ambi-Budd-Werke aus. Diese

sind auf dem besten Wege, ein Karosseriemonopol zu erlangen. Der Serienbau von Personenkraftwagenkarosserien wurde nach dem Kriege in der Hauptsache von drei Werken, von Gottfried Lindner AG., Ammendorf, von der Hannoverischen Waggonfabrik und von den Deutschen Industriewerken in Spandau betrieben. Die Fabrikation dieser Werke wurde von Ambi-Budd übernommen. Opel, Brenndorfer und Daimler bauen ihre Karosserien selbst. Im Jahre 1926 gelang eine Verbindung zwischen dem Berliner Ambi-Werk und dem amerikanischen Karosseriefabrikanten Edward Budd in Philadelphia. Während die deutschen Karosserien aus Holz gebaut wurden, werden die amerikanischen aus Stahl hergestellt. Die neugegründeten Ambi-Budd-Brech-Werke stellten sich auf eine großzügige Produktion ein. Riesenpressen wurden aufgestellt, um die Karosserien leichter zu erzeugen. Die Werke werden in kaltem Zustande gepreßt. Die Fertigstellung der Karosserien erfolgt am fließenden Band. Holz wird zu einer solchen Karosserie nicht verwandt. Die Kosten für die Gelenke der verschiedenen Teile eines Karosseriemodells stellen sich auf über 100 000 M. Es leuchtet ein, daß ein solches Werk nur lebensfähig ist, wenn es große Aufträge erhält. Dem Ambi-Budd-Werk ist es bereits gelungen, die Firmen Adler, Horch, NSU, Panja-Loth und andere Werke als Abnehmer zu gewinnen. Da die Herstellung der Karosserien aus Stahl unbedingt wettbewerbsfähig ist, darf man die Hoffnungen hegen, daß das Ambi-Budd-Werk sein Monopol im Bau von Karosserien in Zukunft zu verfestigen in der Lage sein wird. Ambi-Budd besitzt ein Aktienpaket der Aktien von Adler. Es liegt durchaus die Möglichkeit vor, daß diese Karosseriefabrik bei der Zusammenfassung der deutschen Automobilindustrie eine Rolle spielen wird. Dies desto eher, je mehr die Typung und Normung beim Karosseriebau fortschreitet.

Die in den nächsten Wochen in Berlin stattfindende Internationale Automobilausstellung wird zeigen, zu welchen Fortschritten die deutsche Automobilindustrie gelangt ist. Noch immer wird es an der Preisstellung der Produkte liegen, ob sich die deutsche Industrie des ausländischen Wettbewerbs zu erwehren vermag. Deutschlands Bedarf an Kraftwagen ist noch lange nicht erschöpft. Die Anstrengungen des Auslandes, Eingang zu finden, werden sich fortsetzen. Die hierzulande errichteten Montagewerksstätten ausländischer Fabriken beweisen das. Was jetzt in Deutschland 8 ausländische Automobilfabriken durch Montagewerksstätten vertreten. Die Anstrengungen der deutschen Automobilindustrie müssen also verdoppelt, sollen sie nicht an die Wand gedrückt werden. Das Mittel dazu ist günstige Preisstellung bei guter Arbeit und hohen Löhnen.

Gesetzliche Ferien in der Tschechoslowakei

J. B. Nachdem sich die tschechoslowakische Arbeiterschaft nach dem staatlichen Umsturz im Jahre 1918 bereits durch Arbeitsverträge ein Recht auf bezahlte Ferien erworben hatte, drängte sie dazu, daß dieses Recht auch gesetzlich festgelegt wird. Das Gesetz vom 3. April 1925 regelt nun den Anspruch der Arbeiter auf das Mindestmaß der Ferien. Nach dem Wortlaut dieser Bestimmungen haben alle dauernd beschäftigten Arbeiter, die ihre Tätigkeit auf Grund eines Arbeits- oder Dienstverhältnisses verrichten, nach einjähriger ununterbrochener Beschäftigung Anspruch auf einen bezahlten Urlaub von 6 Tagen. Nach zehnjähriger Beschäftigung steigt dieser Urlaub auf 7 Tage, nach fünfzehnjähriger Beschäftigung auf 8 Tage, wobei jedoch auch die Sonntage eingerechnet und bezahlt werden, so daß der Arbeiter nur eine Arbeitswoche Ferien genießt und dafür den Lohn für 6, 7 oder 8 Arbeitstage bekommt. Die geringe Steigerung des Anspruchs erklärt sich daraus, daß man für die kürzere Zeit beschäftigten Arbeiter einen länger währenden Urlaub herauszuschlagen wollte, nachdem der Anspruch jeweils durch Beschäftigung bei ein und demselben Unternehmer erworben werden muß und die Mehrzahl der Arbeiter doch weniger als zehn oder gar fünfzehn Jahre beim gleichen Unternehmer beschäftigt ist.

Schlechten wird bereits nach halbjähriger Beschäftigung ein achtstägiger Urlaub gewährt, doch auch hier wieder unter Einrechnung der Sonntage, so daß nur eine Arbeitswoche freigegeben wird. Der Vorteil für die Lehrlinge besteht darin, daß sie schon nach Ablauf eines halben Jahres den Anspruch erwerben.

Die durch Militärdienstleistung — die Tschechoslowakei ist ja leider immer noch mit der militärischen Dienstleistung belastet —, Krankheit, Unfall oder andere wichtige, die Person des Arbeiters betreffende und nicht durch absichtlich herbeigeführte Gründe verjüngte Zeit wird in den Urlaubsanspruch eingerechnet, die unentschuldig verjüngte Zeit kann vom Urlaubsanspruch abgezogen werden.

Die Urlaubsentschädigung wird im Durchschnittsbetrag der letzten sechs Wochen bezahlt, so daß also zum Beispiel Arbeiter ihren vollen Verdienst erhalten und keineswegs nur den ihnen zustehenden Lohn. Falls die tatsächlich geleisteten Arbeitsstunden 10 vH der gewöhnlichen Arbeitszeit erreichen oder übersteigen, erhöht sich die Entschädigung um ein Zehntel, sie sinkt um ein Zehntel oder ein Fünftel, wenn die gewöhnliche Arbeitszeit im Laufe des entsprechenden Anspruchsjahres um ein Zehntel oder Fünftel geringer war, das heißt wenn verkürzt gearbeitet wurde.

Wurde der Anspruchsberechtigte vor Urlaubsantritt entlassen, so gebührt ihm der entsprechende Teil der Urlaubsentschädigung; hat er jedoch ohne wichtigen Grund die Arbeit selbst verlassen, so erlischt sein Anspruch. Ebenso geht der Urlaubsanspruch verlustig, wer aus einem wichtigen, im § 82 der Verfassung, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammenden Gewerbeordnung entlassen wurde. Da diese reaktionäre Gewerbeordnung als wichtiger Entlassungsgrund ohne Rindigung auch eine mehr als vierwöchige Krankheit vorliegt, kann man sich denken, daß hier den Unternehmern eine mißkommene Möglichkeit geboten wurde, Arbeiter um ihren Urlaubsanspruch zu prellen. Da das Gesetz überdies als Entschädigung der Urlaubsberechtigung den 1. Mai ansetzt, so kann es vorkommen, daß ein Arbeiter tatsächlich fast zwei Jahre beschäftigt sein muß, um den Anspruch zu erreichen. Wenn er zum Beispiel am 3. Mai eines Jahres antritt, so hat er nach dem Wortlaut des Gesetzes keinen Anspruch auf Urlaub im nächsten Jahre, außer wenn dieser gemeinsam angetreten wird, wobei dann als Entschädigung der Antrittstag des gemeinsamen Urlaubes gilt.

Diese Nachteile des sonst nicht schlechten Gesetzes haben den Metallarbeiterverband veranlaßt, bei den letzten Vertragsverhandlungen eine andere Form für die Gewährung desurlaubes zu suchen. Sie wurde darin gefunden, daß der Urlaub gemeinsam angetreten wird, und zwar möglichst in der ersten Juliswoche, und daß alle zu dieser Zeit im Betriebe beschäftigten Arbeiter auf unbestimmte um die Dauer ihrer Beschäftigung Anspruch auf den Urlaub und dessen Entschädigung haben. Die Entschädigung wird für 64 Stunden, also 8 Arbeitstage gewährt, so daß damit einestmals alle Arbeiter das Höchstmaß der gesetzlich festgelegten Entschädigung erhalten, andererseits auch alle überhaupt beschäftigten Arbeiter anspruchsberechtigt sind. Durch diese vertraglichen Verbesserungen wird gleichzeitig der Boden für eine weitere Verbesserung des Gesetzes geebnet.

Für die Bergarbeiter regelt ein besonderes Gesetz (vom 1. Juli 1921) den Urlaubsanspruch. Ihnen gebührt nach einjähriger Beschäftigung ein Urlaub von 5 Tagen, nach fünfjähriger von 7 Tagen, nach zehnjähriger von 10 Tagen und nach fünfzehnjähriger von 12 Tagen. Diese günstigeren Bestimmungen hat man mit Rücksicht auf die gefährliche und anstrengende Tätigkeit der Bergarbeiter beschlossen, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sie mindestens auch

für die Schwerindustrie Geltung haben sollten. Auch für die Handelsangestellten regelt den Urlaubsanspruch ein besonderes Gesetz, nach halbjähriger Beschäftigung gebührt ein 14tägiger Urlaub, der dann bis zu vier Wochen steigt. Von Bedeutung ist, daß in keinem Falle der Urlaub mit Geld abgelöst werden kann. Wer den Urlaub nicht antritt, geht seiner überhaupt verlustig.

Im Sacco und Vanzetti

Der Schleier des Justizverbrechens lüftet sich

Im August des vorigen Jahres ging ein Sturm der Empörung durch die zivilisierte Welt wegen der Hinrichtung von Sacco und Vanzetti, der zwei italienischen Arbeiter im nordamerikanischen Staate Massachusetts. Sie waren angeklagt und für schuldig gehalten, in South Braintree den Zahlmeister einer Schuhfabrik überfallen und ermordet und dabei 25 000 Dollar gestohlen zu haben. Die Missetat war im Jahre 1921 geschehen, zu einer Zeit, wo ganz Amerika von einer bis zur Tollheit gesteigerten Wut gegen die „rote Gefahr“ erfüllt war. Die Polizei berief in den Tagen, die beiden italienischen Arbeiter, die im Geruch standen, „Anarchisten“ oder „Rote“ zu sein, mußten die Urheber des Überfalles sein. Diese Annahme wurde verstärkt durch die Tatsache, daß die beiden sich nicht für den Krieg begeistert hatten, der eine sogar den amerikanischen Staat von den Füßen geschüttelt hatte, um dem Zwang zu entgehen, an dem Massenmord in Europa teilzunehmen. Obwohl dies natürlich nichts für die Teilnahme an dem Überfall bewies, wurden die beiden prozessiert, für schuldig befunden, zum Tode verurteilt, ihre Hinrichtung aber mehrmals verschoben. Schließlich setzte in der ganzen Welt ein Proteststurm ein, der aber nicht vermochte, den Gouverneur von Massachusetts, Fuller, zu veranlassen, die beiden maßlos gequälten Menschen zu begnadigen, obgleich sich die Wahrscheinlichkeit bis zur Gewißheit verstärkte, daß hier eine Justizfälschung vorliegt. So wurde denn das Justizverbrechen verurteilt, Sacco und Vanzetti wurden hingerichtet.

Das war vor fünfviertel Jahren. Jetzt kommt von Amerika die Kunde, daß die beiden tatsächlich unschuldig waren oder, um es vorsichtig auszudrücken, daß der Hauptgrund, der zu ihrer Verurteilung zum Tode führte, gar nicht bestand. Dies wird im Outlook, einer hochangesehenen neuerlicher Zeitschrift, im einzelnen dargelegt. Wir haben die betreffende Nummer des Outlook noch nicht zur Hand, müssen uns daher auf die Auszüge stützen, die der londoner Daily News telegraphisch übermittelt wurden. Daraus geht folgendes hervor:

Vanzetti wurde vor 15 Jahren verurteilt wegen eines Überfalles auf das Automobil eines Kassiers in Bridgewater im Staate Massachusetts. Dieser Überfall ähnelte in mancher Einzelheit dem Überfall in South Braintree, weswegen Vanzetti und Sacco zum Tode verurteilt und hingerichtet worden sind. Dieser Unstund spielte bei der Verurteilung zum Tode eine wichtige, wenn nicht die ausschlaggebende Rolle. Wenn Vanzetti den ersten Überfall verübt hätte, so müßte er — nach Meinung des Gerichts — auch den anderen, den ganz ähnlichen verübt haben. Mehr durch einen Zufall erfuhr ein Mitarbeiter des Outlook, daß Vanzetti den ersten Überfall gar nicht verübt haben konnte, sondern eine andere Verbrechenshand. Der Mitarbeiter wurde veranlaßt, die Spur weiter zu verfolgen. Auf der monatelangen Streife durch die Unterwelt hat er gefunden, wer die wirklichen Urheber des ersten Überfalles waren, ja daß einer von diesen wirklichen Urhebern sich kurz vor der Hinrichtung Saccos und Vanzettis beim Polizeipräsidenten von Boston und beim Gouverneur Fuller gemeldet hat, um ihnen die Unschuld Vanzettis darzulegen, daß der Mann aber abgemien wurde und schließlich davonrannte, als ihm der Gouverneur mit Verhaftung drohte. Der Polizeipräsident wollte nichts hören und der Gouverneur wollte oder konnte nicht mehr zurück, weil es eine Bloßstellung der Justiz bedeutet hätte, vielleichte auch, um der Bestie, die gegen die „Roten“ raste, die beiden eingewanderten armer Teufel hinzuworfen.

Wenn nun, wie im Outlook als tatsächlich angenommen wird, der Hauptgrund, der zur Verurteilung und Hinrichtung der beiden Italiener führte, ein Irrtum war, so kann man nicht umhin, anzunehmen, daß auch das Todesurteil ein Justizverbrechen ist. Da auch das letztere zutrifft, glaubt der Outlook noch nachweisen zu können.

Es ist leicht verständlich, daß die Darlegungen der angesehenen Zeitschrift das größte Aufsehen in Amerika erregen und natürlich auch in anderen Ländern. Wie immer sich diese Sache entwickeln wird, sie kann nur, nein sie muß die Bewegung gegen die Todesstrafe verallgemeinern. Fort mit der Todesstrafe, um wenigstens die Möglichkeit zu haben, die schlimmsten der Missetäter einer verböhrten oder verbrecherischen Justiz — und in welchem Lande gibt es eine solche Justiz nicht! — wieder gutzumachen.

Der kanadische Gewerkschaftskongress für die 44-Stundenwoche

Der Kongress des kanadischen Gewerkschaftsbundes, dem mehr als 400 Vertreter aus allen Teilen des Landes beimohnen und der laut dem Bericht der Exekutive in einer Zeit allgemeiner Erschlaffung und Mitgliederzunahme zusammentrat, sprach sich einstimmig zugunsten der 44-Stundenwoche mit 5 Arbeitstagen aus. „Die Arbeiter haben Anrecht auf die 44-Stundenwoche; sie ist fällig auf Grund der gewaltig erhöhten Produktivität des einzelnen Arbeiters, der Einführung besserer Maschinen usw. Irrendwelse Herabsetzung des Lebensstandes der Arbeiter wird nicht geduldet werden und es wird besonders festgestellt, daß der Wochenlohn bei der verkürzten Arbeitszeit so hoch oder noch höher sein soll als der jetzige Lohn.“

Die Stellungnahme gegenüber den Kommunisten, die in Kanada in neuester Zeit zu den brennenden Fragen gehört, wurde durch die Ungültigerklärung des Mandats von Jack MacDonald, Sekretär der kommunistischen Partei Kanadas, geklärt. Während die Opposition auf das Recht pochte, daß MacDonald als Vertreter einer dem Gewerkschaftsbund angeschlossenen Organisation dem Kongress beimohnen könne, stellte sich die Mandatprüfungskommission auf folgenden Standpunkt: „Jedermann ist in seiner politischen Überzeugung frei. Da es jedoch allgemein anerkannt ist, daß die kommunistische Partei den kanadischen Gewerkschaftsbund sowie die ihm angeschlossenen Organisationen zu zerstören sucht, so ist es für einen Kommunisten unmöglich, als Vertreter einer Organisation an den Sitzungen teilzunehmen, die er zu zerstören sucht.“ Die Ungültigerklärung des Mandats MacDonalds wurde nach einer außerordentlich lebhaften Aussprache mit 220 gegen 21 Stimmen gutgeheißen, was zeigt, daß sich die kanadischen Gewerkschafter in ihrer Mehrheit über die wahren Absichten der Anhänger Moskaus klar sind.

Eine Arbeiterhymne

Der Sozialistische Kulturbund erläßt ein Preisausgeschrieben für zwei Orchesterwerke, die sich als einleitende Musikstücke für Arbeiterkonzerte besonders eignen, und zwar eine Arbeiterhymne und eine Ouvertüre. Der Preis für die beste Hymne beträgt 3000 M., für die Ouvertüre 1000 M. Bezüglich der Manuskripte erfolgt durch einen Prüfungsausschuß, der folgende Personen zusammengefasst ist: Professor Dr. Georg Schünemann (Dresden), Dr. Alfred Einsteine, Professor Paul Hindemith, Klaus Bringsperg und Hermann Scherchen. — Die preisgekrönten Werke sollen bis spätestens 1. Januar 1930 öffentlich aufgeführt und allen in Betracht kommenden Arbeiterorganisationen zur Aufführung empfohlen werden.

Sicherheit im Luftverkehr

Von 500 000 Passagieren der Luftfahrt wurden auf britischen Linien im Jahre 1927 nur 5 durch Unfall getötet. Ähnlich ist das Verhältnis auch bei der deutschen Passagierluftfahrt.

Dr. heilbar! Professor Dr. med. Kobert, der langjährige Leiter der Lungenheilstätte Gördenort-Schles., hat unter anderem mit einer Kräuterzusammensetzung 600 leichtere und schwere Tuberkulosefälle erfolgreich behandelt. Den in verschiedenen Kräutern in großer Menge enthaltenen kalk- und kiezeläurehaltigen Stoffen ist es zuzuschreiben, daß die Abkapselung und Vernarbung tuberkulöser Krankheitsherde stark gefördert, das Lungengewebe gestärkt und Nachschweiß und Fieber gemindert wird. Der Appetit wird durch diesen Tee gehoben und das körperliche Wohlbefinden restituiert.

Nach diesem Rezept ist der bekannte und bewährte **Philippburger Heerpatronenextrakt** zusammengestellt. Hunderte von Dankschreiben dienen als Beweis für die hervorragenden Erfolge, die mit diesem Tee erzielt wurden. Einige wenige davon drucken wir ab:

Nachdem ich bereits ein volles Jahr Ihren Tee trinke, kann ich Ihnen mitteilen, daß mein tuberkulöser Lungenabszeß vollständig verheilt ist.

... Mit Ihrem Lungenton bin ich sehr zufrieden. Er regt den Appetit an, ich konnte sofort besser schlafen und auch der Nachtschweiß hat schon ziemlich nachgelassen.

gez. Frau Faller, M...

„Tells mit, daß es mir von Tag zu Tag besser geht. Trinke erst die zweite Dosis und kann Ihnen mitteilen, daß ich von der Landesversicherung untersucht wurde und in meinem Auswurf keine Bazillen mehr gefunden wurden.“

gez. A. Krujewski, Friedrichshagen b. B.
Kur: 6 bis 12 und mehr Pakete. Preis pro Paket Mk. 3.— zuzügl. Mk. —,20 Port.
Bestellungen (zweckmäßig wegen Portoausnützung nicht unter drei Pakete) richtet
man an die Herstellerfirma, worauf Zustellung durch die zuständige Apotheke erfolgt.

Nachahmungen bitte zurückweisen, nur die Marke „Herbaria“ bürgt für Echtheit.
Alleiniger Hersteller:
Herbaria-Kräuterparadies, Philippsburg L 304, Baden

Togal-Tabletten sind ein hervorragendes Mittel gegen **Rheuma, Nicht, Ischias, Grippe, Marven- und Kopfschmerz, Erkältungskrankheiten!** Schützen Sie sich nicht durch minderwertige Mittel! Saut notarieller Bestätigung, anerkennen über 5000 Aerzte, darunter viele bedeutende Professoren, die gute Wirkung des Togal. fragen Sie Ihren Arzt. In allen Apoth. Preis **RM. 1.40**
0,46 Chin. 12,8 Lith. 74,3 Acal. aort. sal. ad 100 Amyl.

**für Herren- und
Damen-
bekleidung**
*direkt an Privats,
daher viel billiger!
Muster portofrei!*

Herrn Lodes, Gummi-, Herbst- u. Winter-
mäntel, Damen-Mäntel, Schuhe u. Stiefel
lief. wir **Stapel** zur Problem-bedingung.
Rücksende oder nicht sagen. Anzahl **2**
geg. bez. Wochenabgaben v. G. M. 2 an
Illustrierter Prospekt mit Preisf. gratis u. frei.
Walter M. Sarig, Berlin 3 42, Postf. 502 B.

1 Pfund graue, gute, gelbbraune Setzfedern
80 Pf., best. Qual. 2 Mk., halbbelger, flammige
1,20 u. 1,40 Mk.; weiße, flammige,
flamme geschliff. 7,00, 2,00, 3,50,
3 Mk.; teinle, geschliffene
Schulhaum-Gesellschaft
fein u. 1,50 Mk.; feinst,
schwarz, ungechliffen mit Plauum granzsch,
flamme 1,75 Mk., weiße 2,40, umb 3 Mk.;
altsteiniger Plauumkust 3,50 und 4,50 Mk.
Verband jeder beliebigen Menge goldseil gegen
Nachnahme von 10 Pfund an franco. Um-
tausch gestattet oder Geld zurück. Muster und
Preisliste kostenlos. G. Weisich, Prag XII.
America u. Nr. 24/883, Böhmern.

Herfeld & Comp.
Neuenrade Nr. 99 Westf.

**für sofort gesucht. Angebote an CARL ZEISS.
Personalbüro, JENA**

Stammsfirma gegründet 1872, Klingenthal i. S. O.
Großer Katalog gratis. Zusende Dankschreiben

~ Nur reine gutfüllende Sorten -
Ein kg grüne geschlissene Mk. 3,-
halbweiße Mk. 4,-, weiße Mk. 5,-
bessere Mk. 6,-, 7,-, damenwelchische
Mk. 8,-, 10,-, beste Sorte Mk. 12,-
14,-, weiße angeschlissene Mk. 7,50
Mk. 9,50, beste Sorte Mk. 11,-. Ver-
sand portofrei, zollfrei gegen Nach-
nahme frei. Umtausch und Rücknahme gestattet.
Eduard Kachel, Lobes 34, bei Pfaffen, Böhmer-
wald.

kaufen, verlangen Sie erst die
kostenlose Zusendung meines
kurzigen Prachtkatalogs
1928. Sie werden erstaunt
sein, wie Sie für wenig Geld
Ihren Christbaum in zauber-
haftester Märchenpracht
erstahlen lassen können.
Kartons 4 1/2 Stück schon
von 33 Pf. an.
Theod. MÜLLER-HIPPER
Lauscha (Thür.) Nr. 151

stellen bezüglich der Tonfilme und Wiedergabe sowie des Preises alles Dargestellte in den Schätzungen der Besitz einer Sprechstunde keines des Randum gegenüber viele Annehmlichkeiten. Es macht unabhängig von den Programmen der Sendestellen und ermöglicht eigene Wahl der zum Vorzug bestimmten Stücke. Wollen Sie sich einen technisch vollkommenen Apparat anschaffen so wenden Sie bitte unseren reichhaltigen Katalog an und franko.

**Eigentum der Arbeiter-Radfahrer-Bundes
„Solidarität“**

[illegible]

Oberbett mit 7 Pfund	15.95	22.72	28.25
Unterbett mit 6 Pfund	14.99	20.99	22.55
1 Kissen mit 2 1/2 Pfund	4.99	5.99	6.99
Vollständiges Bett	35.-	43.-	54.-
Bettlinder	1.55	1.99	2.49
Bettlaken	3.-	4.99	5.99
Bettdecke	8.99	10.99	12.99
Präsidenten grüß.	Untersch. oder Geld zum E.		
Viele Danker,	Nachnahmeessen. Bettm.		
Edith H. Müller,	Kassel 21. März 1938, Fr.		

[illegible]

Da haben wir z. B.
die Dame, die nicht
bemerkt, daß sich die
Mode geändert hat.

dann den Herrn, der
nichts vom Auto weiß.

oder den Mann, der die
„Oberst“ nicht kennt.

Lieberst

(und kostet nur 5g!)

[illegible]

22. Große Gasse Polstergelände nur 1.58 60m breiter St. 29 Pf. Pent. - Fenster - 89 - u. Porto. Katalog gratis H. Großmann Strindgen 50/172	Edel-Honig 10 Pf. - Doie 11 Pf. halbe 620 Pf., franco Radfahrer. Garantie - Jaridatnagme. G. Kolbe - Bismarck-	1000fach bew. hotel. melge echte extra Essenz. Nieder-Deutsche Anerkannt. Hausmittel Dr. A. b. 30 Pf. Laborat. E. Walthe Halle-Trotha
---	--	---

Raucht
GARBÁTY
Baccarat

5000 Sprech-Maschinen

26 MK

13 MK

34 MK

34 MK

68 MK

habilitieren wir wieder in großen Serien und sind hierdurch in der Lage
 unsere bisher billigen Preise nochmals bedeutend herabzusetzen. Wir bieten
 Ihnen hierdurch Gelegenheit, zu diesen günstigen Ausnahmepreisen Ihre
 Platten zu bringen. — Selbst unsere billigsten Serien sind nach
 neuester Konstruktion hergestellt. **Schallplattenverleih bis 12**
Platten geben wir leihweise zu jeder Sprechmaschine
 Teilzahlung gestattet — Reparatur gesucht — Katalog gratis
Schulz & Gundlach, Berlin C 2
 Münzstraße 18

KUMSONST

und portofrei versende an jedermann (nicht an Kinder) meinen großen **HAUPTKATALOG** über Christbaumschmuck, Kinderspielwaren sowie tausende anderer Artikel. Schreiben Sie sofort eine Postkarte an:

Emil Jensen, Versandhaus „Volkslust“, Wald Nr. 36 b, Salzgitter